Die zweite Mutter.

Von

Henry Gréville.

(Autorisierte Übersetzung.)

Diese Extra-Romanbeigabe in fortlaufenden Bogen ist darauf eingerichtet, vom Hefte abgetrennt und für sich gebunden zu werden. Nach Schluß jedes Bandes liefern wir unsern Abonnenten eine geschmackvolle Original-Einbanddecke für den mäßigen Preis von 50 Pfennig.

Redaktion und Verlag
von Velhagen & Klasings Neuen Monatsheften.

Die zweite Mutter.

Von

Henry Gréville.

Autorisierte Übersetzung.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1889.

I.

Während Jaffé sich auf den Sitz hinter seinem Herrn schwang, erfaßte Richard Brice die Zügel seiner Traber. Der Eisenbahnzug, welchen er soeben verlassen hatte, setzte sich, in kurzen Stößen kleine Dampfwolken entsendend, wieder in Bewegung, entgegengesetzt der Richtung, welche der Phaeton eingeschlagen hatte. Die zierlichen Wolken blieben an den niedrigen Zweigen der Pappeln hängen; es war, als ob die schwüle Luft dieses Sommertages so schwer auf ihnen lastete, daß sie sich nicht höher erheben konnten.

Die Pferde trabten auf der geschlängelten Straße leicht dahin. Es war eine echt französische Fahrstraße, elastisch und fest, welche bald ansteigend, bald sich senkend, die Landschaft wirkungsvoll hervortreten ließ. Die Gegend entfaltete sich anmutig, bald zur Rechten, bald zur Linken, aber auf beiden Seiten immer von einer Hügelreihe begrenzt, in deren rostfarbenem Sandstein ein ganz frisch zur Erweiterung der Straße gesprengter Bruch sichtbar war.

Der Regen hatte aufgehört; es blieb indes soviel Feuchtigkeit in der Luft, daß kleine Tröpfchen sich wie ein Netz von feinen Perlen auf dem Nickelbeschlag des Zaumzeuges sammelten. Ein gewisser wohliger Druck

der Luft hemmte leicht den Atem; es war angenehm und doch beschwerlich, sich in dieser von Wasser gesättigten Atmosphäre aufzuhalten. Der Himmel war grau, ohne Horizont, und doch entströmte der kräftigen Vegetation, den kecken Schößlingen der Pappeln und der Ulmen eine Lebenskraft, die sich jedermann mitteilte; die Hitze des August stieg von allen Seiten empor.

Die Steigung der Fahrstraße nahm zu; dennoch fiel es den Pferden nicht ein, langsamer zu traben, aber Richard Brice, so zerstreut er war, dachte für sie daran. Nachdem er sie in Schritt gesetzt hatte, beugte er sich ein wenig zurück:

„Jaffé," sagte er, „wie geht es meiner Mutter?"

Jaffé neigte sich leicht nach links, so daß er sich fast seinem Herrn gegenüber befand.

„Der gnädigen Frau geht es gut," erwiderte er in einem Tone, der zugleich vertraut und doch ehrerbietig klang, wie der eines alten, sich seiner Stellung bewußten Dieners; „nur heute morgen, als sie den Brief des gnädigen Herrn erhielt, war sie ein wenig..."

„Ein wenig was?" fragte Brice schnell.

„Ein wenig . . . ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll, ohne die Achtung zu verletzen, welche ich dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau schulde..."

„Sprich nur! Du kannst deine Worte ein andermal wählen."

„Da es der gnädige Herr verlangt . . . Ihre Frau Mutter war ein wenig anders wie gewöhnlich.

Hat der gnädige Herr denn etwas geschrieben, was ihr mißfallen konnte?"

Das ehrliche Gesicht Jaffés hatte einen so komisch ängstlichen Ausdruck, daß Brice sich nicht enthalten konnte zu lächeln.

„Ja, Jaffé," erwiderte er, „was ich ihr schrieb, war gerade nicht der Art, daß es ihr hätte gefallen müssen ... obgleich wahrhaftig ..."

Die Straße ging wieder abwärts, Brice zog die Zügel straff an, ergriff seine Peitsche und betrachtete die Ohren seiner Pferde. Nachdem Jaffé noch zwei oder drei Sekunden in derselben ehrerbietigen Stellung verharrt hatte, setzte er sich mit gekreuzten Armen wieder zurecht.

Es waren gerade vierzig Jahre vergangen, seitdem Jaffé auf den „Pinien", dem Gute der Familie Brice, das Licht der Welt erblickt hatte. Kaum sieben Jahre alt, hatte er den jungen Herrn Richard, wie man ihn nannte, unter seine Aufsicht genommen und dessen dreijähriges Ungestüm, dem die Kindermädchen nicht mehr gewachsen waren, zu bändigen versucht. Jaffé war so zum Hüter des jungen Herrn in einem Alter geworden, in welchem reicher Leute Kinder selbst noch gehütet werden müssen. — Jahre waren vergangen. Aus Jaffé, dem schützenden Kameraden, war ein Groom, dann ein Lakai geworden, aber man hatte nicht vermocht, ihn für den Stadtdienst zurecht zu stutzen; der Gärtnerssohn blieb allen Kniehosen von der Welt zum Trotz ein Bauer. Man hatte sich deshalb genötigt

gesehen, ihn wieder in die kleine Livree zu stecken und auf den „Pinien“ zu behalten. Überdies hätte man sich die „Pinien“ nicht gut ohne Jaffé vorstellen können. Konnte Jaffé kaum als Diener eines vornehmen Hauses gelten, so waren die „Pinien“ auch kaum ein Schloß zu nennen. Es war ein altes Wohnhaus von ehrwürdigem Ansehen, aber durchaus jeden feudalen Gepräges bar. Im Grunde liebte Richard Brice beide um so mehr: auf seinem Gute und von Jaffé bedient, erholte er sich von seinem Pariser Leben und Treiben.

Jetzt tauchte ganz nahe vor ihnen auf der Höhe eines grünen Hügels der Familiensitz empor. Es war eine seltsame Vereinigung von Türmchen und Anbauten, alles ohne festen Plan, je nach den Bedürfnissen der aufeinanderfolgenden Generationen gebaut. Im Schoße dieser lachenden Landschaft von Burgund hatte er ein echt burgundisches Ansehen: heiter ohne Trivialität, reich ohne Prunk, dauerhaft und gut gebaut ohne Schwerfälligkeit. Aus weiter Ferne schon begrüßte Brice die runden Türme mit ihrem kegelförmigen Dache, die „Pfefferbüchsen“, mit freudigem Lächeln.

„Jaffé,“ sagte er, als ob dieses Lächeln ein anderes im Grunde seines Herzens erweckt hätte, „wie geht es meinem Sohne?“

„Ach! der prächtige Schlingel!“ rief Jaffé in seiner Begeisterung seine sonstige Förmlichkeit vergessend, „er ist so schön und stark! Gestern hat er mir einen Stoß in den Rücken gegeben, ich dachte, ich sollte auf alle Viere hinstürzen. Natürlich im Scherze, Sie verstehen,

gnädiger Herr ... Ich lag gerade auf den Knien, um ihm sein Schaukelpferd auszubessern: das war zu verführerisch."

„Hast du Nachrichten aus La Rouveraye? Wie geht es meiner Tochter?"

„Das süße Kind! Ich bin vorgestern dort gewesen; es geht ihr so gut wie nur möglich, dem Schätzchen! Sie ist zu reizend, es gibt gar nichts Hübscheres, nichts Liebenswürdigeres auf der Welt!"

Jaffés Mund dehnte sich beinahe bis zu seinen roten Ohren, sein ganzes Gesicht jubilierte. Bei dem erregten Ton seiner Stimme hatte sich Brice umgewendet:

„Du hättest dich verheiraten sollen," sagte er zu seinem treuen Diener; „du bist wie geschaffen zu einem Familienvater."

„Ach, gnädiger Herr," antwortete Jaffé, indem er heruntersprang, um das Parkthor zu öffnen, „wenn ich Kinder hätte, würde ich vielleicht die Ihrigen nicht haben lieben können."

Er kletterte wieder auf seinen Sitz, und fünf Minuten später warf ihm Brice die Zügel zu und schritt leichten Fußes die Stufen der Freitreppe hinan.

„Sollte man denken, daß er erst sechsunddreißig Jahre alt ist!" sprach der brave Diener vor sich hin, indem er seinem Herrn mit den Augen folgte, „daß er erst sechsunddreißig Jahre alt ist und ich bereits vierzig, und daß ich so glücklich bin, ledig zu sein, während er schon Witwer ist und noch dazu mit zwei

Kindern! Und das süße kleine Ding, das kaum ‚Papa‘ sagen kann, und ‚Mama‘ niemals wird sagen können.“

„Da bist du endlich!“ rief Frau Brice, ihrem Sohne entgegeneilend, und während er sie umarmte, überhäufte sie ihn schon mit Fragen. Sie war eine kleine, schlanke, lebhafte Frau, eine elegante Erscheinung unter ihren einst blonden, jetzt fast weißen Haaren, welche ihr Gesicht wie ein Heiligenschein von gekräuseltem Moos umgaben. Sie war die verkörperte Beweglichkeit, und ihre Energie, welche in dem kleinen, zarten Körper um so mehr auffiel, schien mit dem Alter eher zu wachsen als abzunehmen.

„Wo ist mein Sohn?“ fragte Richard, als er endlich zu Worte kam.

„Im Eßzimmer. Du wirst ihn sogleich sehen. Aber vorher sage mir, es ist doch nicht ernst gemeint, dein Vorhaben? Ich muß dir sagen, wenn es ein Scherz ist, so finde ich ihn abgeschmackt; wenn es Ernst ist, so ...“

„Meine teure Mutter,“ unterbrach Richard sie mit einem gezwungenen Lachen, „ich bitte dich, laß mich doch erst Edmund begrüßen und dann in Ruhe etwas essen. Nachher wollen wir alles besprechen.“

Frau Brice wurde plötzlich sehr ernst; sie kannte ihren Sohn und wußte, daß er immer auf seinem Willen beharrte; ohne ihm zu antworten, klingelte sie, befahl das Essen aufzutragen und ging mit ihm in das Speisezimmer.

Sobald Edmund seinen Vater erblickte, lief er auf

ihn zu und wollte an seinen Beinen emporklettern. Er war ein schöner Knabe, sechs Jahre alt, kräftig und munter, der naiv und dreist zugleich in die Welt schaute, wie alle Jungen, die — in diesem Punkte bereits Männer und ihrer Allgewalt sich wohl bewußt — ihre Macht über die Frauen ihrer Umgebung wohl kennen.

Bald darauf erschien Jaffé; mit festem Griff setzte er Edmund auf seinem hohen Stuhle zurecht und band ihm eine Serviette unter das Kinn. Brice bemerkte sofort, daß sein Sohn den Diener viel mehr als seine Großmutter respektierte, und mußte innerlich darüber lächeln.

Hatte die gebieterische Frau Brice, die einst mit starker Hand die Studien des frühe vaterlosen Richard geleitet, ihren Meister in diesem schönen, blonden Knaben gefunden, der mit seinen stahlgrauen Augen dem, was Richard selbst in seinem Alter war, so ähnlich sah? Immer noch jung, ungeachtet der grauen Haare, welche sich an den Schläfen in seine schönen blonden Locken mischten, konnte Richard Brice, der Stolz der Advokatenwelt von Paris, ein reicher Mann und Abgeordneter, sich nicht enthalten, den Gedanken sehr lästig zu finden, daß seine gestrenge Mama sich nun ihrerseits von diesem Despoten in kurzen Höschen beherrschen ließ.

Das Frühstück ging schnell vorüber. Jaffé selbst schien zu merken, daß seine Herrschaft Eile hatte, damit fertig zu werden. Edmund war dank der Gegenwart seines Vaters ungewöhnlich artig, und machte nur zwei

oder drei Dummheiten; als aber die Erdbeeren aufgetragen wurden, geriet der Sahnetopf zwischen seinen kräftigen, unruhigen Händchen in solche Gefahr, daß Frau Brice nach ein paar wirkungslosen Mahnungen es für angezeigt hielt, die Sitzung aufzuheben. Richard, bereits an der Thür, warf noch einen letzten Blick auf den Erben seines Namens und sah, daß es Jaffés unerschütterlicher und unwiderstehlich guter Laune bereits gelungen war, die Ordnung wieder herzustellen. Allerdings verschwanden die mit Sahne überströmten Erdbeeren haufenweise in dem Munde des kleinen Helden, aber Zuckerdose und Fruchtschüssel wie der Sahnetopf standen ordentlich auf dem Anrichtetische, außerhalb seines Bereichs. Über diesem anziehenden Bilde schloß sich die Thür.

„Er ist aber doch wirklich verzogen!“ sagte Richard Brice in sehr mildem Tone.

„Verzogen?“ rief die Großmutter. „Du solltest so etwas nicht sagen! Ich verziehe ihn hundertmal weniger, als du selbst es thatest.“

Brice seufzte. „Vielleicht,“ erwiderte er melancholisch; „aber wenn man so etwas selbst thut, bemerkt man es nicht ... Jawohl, in der letzten Zeit ließ man ihm bei uns ein wenig seinen Willen ... Ich hatte solche Furcht, meiner armen Magdalene zu widersprechen ...“

„Magdalene ... ach ja! reden wir von ihr,“ sagte Frau Brice, indem sie sich hastig zu ihrem Sohne wandte, „es ist also wahr, du willst dich wieder verheiraten?“

Sie erwartete kaum die Antwort und fuhr fort:

„Es ist abscheulich! Du bist kaum seit achtzehn Monaten Witwer, und du willst schon eine neue Ehe eingehen! Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich deinen Brief las ... Ich sagte mir, es ist unmöglich, es ist ein abgeschmacktes Wahngebilde ... und es ist doch wahr? Es ist ungeheuerlich, aber so sprich doch!“

Sie warf sich verzweifelt in einen Lehnstuhl. Richard blieb vor ihr stehen, eine Hand auf den Rücken eines Stuhles gelehnt; seine hohe Gestalt erschien durch seine würdevolle Haltung noch herrlicher. Ungeachtet ihrer Erregtheit, mußte seine Mutter innerlich zugestehen, daß er eine prächtige Erscheinung war: seine tiefliegenden, stahlgrauen Augen schienen hervorzutreten, seine beredten Lippen, welche ein wenig zitterten, öffneten sich endlich.

„Ja, liebe Mutter,“ sagte er, „ich will mich wieder verheiraten. Ich begreife, daß dieser Schritt dir seltsam erscheint, vielleicht tadelnswert, aber es ist eine Thatsache und muß als eine solche behandelt werden.“

Sie wollte ihn unterbrechen: eine ebenso achtungsvolle wie feste Handbewegung zwang sie, zu schweigen. Er sprach, auf eine Hand gestützt, wie er es im Gerichtssaal zu thun pflegte, und, in der That, er plaidierte für Haus und Herd aus voller Seele, mit jener beredten Einfachheit, welche seine Stärke war, da sie ebenso sehr seinem Kopf wie seinem Herzen entströmte.

„Mutter,“ sagte er, „höre mich an! Du weißt,

was meine Jugend gewesen ist. Du weißt, daß ich durch deine Erziehung gelernt hatte, mich selbst ebenso sehr zu achten, wie den Namen meines Vaters; du weißt also auch, daß ich aus meinem Leben alles verbannt habe, was verwerflich hätte erscheinen können. Du hattest mich für die große Idee der Familie begeistert, mit ihren Pflichten und ihren Freuden; nur für diese Pflichten und für diese Freuden habe ich gelebt. Andere Mütter überlassen ihren Söhnen, sich eine Frau zu wählen, du hast es nicht gethan."

„Tadelst du mich darum?" unterbrach ihn Frau Brice hastig.

„Keineswegs, ich bin dir stets dankbar gewesen, liebe Mutter," erwiderte Richard, in dessen schönen, tiefen Augen die Zärtlichkeit aufleuchtete, „aber es ist nichtsdestoweniger wahr, daß ich bei meiner Verheiratung nicht die volle Freiheit der Wahl gehabt habe, welche die meisten anderen Männer haben."

„Die Verbindung, welche ich für dich vorbereitet hatte, war die schönste, welche man sich nur denken kann," unterbrach ihn Frau Brice, „alles fand sich darin vereinigt, Vermögen, gesellschaftliche Stellung, Schönheit, Geist, Herzensgüte . . ."

„Allerdings. Mutter," erwiderte Richard ernst, „alles fand sich darin vereinigt, alles — ausgenommen die Liebe."

Frau Brice wandte mit dem Ausdruck völligen Unglaubens das Gesicht ihrem Sohne zu.

„Ausgenommen die Liebe," wiederholte Richard

mit derselben ernsten und melancholischen Stimme, „meine Magdalene hatte alle Tugenden, alle Gaben ..., aber ich habe sie niemals lieben können. Es war nicht meine Schuld."

„Sie liebte dich," stieß Frau Brice schluchzend heraus, dann begrub sie ihr Gesicht in ihren Händen; so sehr ergriff sie der Gedanke an die Schwiegertochter, welche sie so innig geliebt hatte.

„Sie liebte mich," sagte Richard, „und darum hat die teure Frau niemals — niemals, hörst du Mutter? — seit dem Tage, wo du um ihre Hand für mich gebeten hast, bis zu dem Augenblicke, wo ich ihr die Augen geschlossen habe, niemals argwöhnen können, daß ich für sie nicht so viel Liebe hatte wie sie für mich."

Frau Brice richtete auf ihren Sohn einen Blick voll stummer Fragen.

„Sie ist glücklich gestorben," fuhr Richard fort, „in der Täuschung des ersten Tages, und doch, liebe Mutter, sind wir zehn Jahre verheiratet gewesen! Während dieser zehn Jahre, du wirst es mir glauben, ohne daß ich es dir schwöre, habe ich keine Versuchung an mich herankommen lassen. Mehr als einmal in und außerhalb der Gesellschaft bin ich Frauen begegnet, die, weniger vollkommen als Magdalene, für mich einen Reiz besaßen, der ihr fehlte ... aber ich habe es mir niemals gestattet, an eine andere zu denken, nicht eine Minute, nicht eine Sekunde. Ich wußte, daß ich nie-

mals meine Frau lieben würde, aber ich hatte es mir geschworen, auch keine andere zu lieben."

„Warum liebtest du sie nicht?" fragte Frau Brice fast zornig.

„Weiß man, weshalb man liebt? Es war weder ihr Fehler, noch der meinige. Vielleicht, weil ich sie als Kind gekannt hatte, weil wir Vetter und Base waren, obgleich nicht nächsten Grades; vielleicht auch," — er hielt einen Augenblick inne, dann fuhr er mit leiser Stimme fort — „vielleicht auch, weil die Liebe, welche sie zu mir hegte, sehr zurückhaltend war, zu verschlossen, zu schweigsam."

„Es war ihre Würde," sagte Frau Brice.

„Ohne Zweifel . . . An mir allein lag die Schuld, daß ich diese edle Zärtlichkeit nicht zu teilen vermochte; das Andenken Magdalenens wird mir deshalb immer teuer bleiben."

Er schwieg und schien in sich noch einmal die vergangenen Tage zu durchleben, die zuweilen so bitter waren, obgleich er allein ihre Bitterkeit gekannt hatte.

„Du weißt, liebe Mutter," hub er wieder an, „daß ich sie nach ihrem Tode aufrichtig beweint habe; sie war meine Freundin gewesen und hatte mir zwei Kinder geschenkt."

„Und ist das nicht des Glückes genug?" fragte Frau Brice mit herbem Tone.

Ihr Sohn schaute ihr offen ins Gesicht.

„Ich hatte geschworen, keine andere Frau zu lieben," erwiderte er, „der Tod hat mich meines Eides ent-

bunden. Ich bin sechsunddreißig Jahre alt, Mutter; mein Leben verspricht lang zu währen, vielleicht wird es auch schön sein. Und nun liebe ich zum erstenmale in meinem Leben; ich liebe, und ich will glücklich sein."

Er sah wie verklärt aus, indem er so sprach. Eine neue Jugend schien um seine frischen Schläfen und um seine schönen blonden Locken zu spielen. So unzufrieden sie auch war, mußte seine Mutter, als echte Mutter, die sie stets gewesen, die Schönheit und Beredsamkeit ihres Sohnes doch bewundern. Aber sie kam sofort auf die Fragen zurück, welche sie vor allem beschäftigten.

„So willst du deinen Kindern eine Stiefmutter geben?"

„Eine zweite Mutter," erwiderte Richard, „das ist etwas ganz anderes."

„Der Name thut nichts zur Sache," entgegnete Frau Brice lebhaft. „Es ist eine Stiefmutter, die du ihnen geben willst; du fühlst also nicht, was du ihnen schuldig bist?"

„Die Frau, welche ich heiraten will, liebt mich so sehr, daß sie auch meine Kinder lieben wird," sagte Brice stolz.

„Du glaubst es!"

Frau Brice stand auf und durchschritt mehrere Male den Salon mit sorgenvoller Miene, dann öffnete sie plötzlich die Glasthür, welche auf die Freitreppe hinausführte.

„Sieh deinen Sohn an,“ sagte sie, „könntest du wirklich den Mut haben, ihn unglücklich zu machen?“

Edmund führte gerade in diesem Augenblicke Jaffé wie ein Füllen an einer langen Leine spazieren; dazu ließ er seine kleine Peitsche mit einer für einen Knaben seines Alters seltenen Geschicklichkeit knallen, und der gute Diener schlug dann jedesmal hinten aus, worüber das Kind stets außer sich vor Freude war. Brice mußte unwillkürlich über diesen Anblick lächeln.

„Wenn du wünschest, Mutter, daß ich an das Unglück meines kleinen Sohnes glaube, so bitte ich dich, mache diese Thür wieder zu.“

Frau Brice wandte sich schnell nach ihm um.

„Nun machst du dich noch über deine Mutter lustig,“ stieß sie mit einer Stimme hervor, in welcher der Zorn mit den Thränen kämpfte. „Ist es nicht wirklich erstaunlich, daß ich dein Kind mehr liebe als du selbst?“

Sie brach in Thränen aus und warf sich auf ein Sofa. Richard setzte sich neben sie, so nahe, daß er fast auf seinen Knien lag, und ergriff ihre beiden Hände, die er mit den seinigen umschloß.

„Meine geliebte Mutter,“ sagte er zu ihr, „du bist die herrlichste Großmutter, wie du die beste aller Mütter gewesen bist, und ich liebe dich von ganzem Herzen, selbst wenn du recht hart und ein wenig ungerecht gegen mich bist.“

Sie wollte ihre Hände zurückziehen, aber er hielt sie fest.

„Ein wenig ungerecht,“ wiederholte er, „verstehst

du nicht, daß mein Leben sehr beschäftigt, daß es ganz schmucklos, oft traurig und öde ist; daß die Advokatur ein Beruf ist, in dem man leicht zum Menschenhasser wird, weil man fortwährend die schlechten Seiten der menschlichen Natur zu sehen bekommt; daß die Politik stets mühselig, oft widerwärtig ist, und daß ich das Bedürfnis empfinde, in meinem Hause eine schöne blühende Blume zu besitzen, um Ruhe für mein Auge und mein Herz zu finden? Wolltest du wirklich mich dazu verdammen, immer allein in eine stets einsame Wohnung zurückzukehren; immer nur Männergesichter um meinen Tisch zu sehen? allein zu leben und allein zu sterben? Wolltest du das, meine geliebte Mutter?"

„Du hast deine Kinder," erwiderte hartnäckig die Großmutter.

„Ich bitte um Verzeihung," entgegnete Brice lächelnd, es ist Frau de la Rouveraye und du, welche die Kinder haben. Wenn ihr sie mir zurückgeben wollt —"

„Auf keinen Fall! Wie kannst du daran denken? Ein sechsjähriger Knabe und ein Baby von zweiundzwanzig Monaten, mein Gott! Was wolltest du mit ihnen anfangen?"

„Siehst du wohl," entgegnete Brice, indem er ihr abwechselnd beide Hände küßte, „deshalb laß mich das reizende Mädchen heiraten, welches einwilligt, sich mit einem Witwer und seinen Kindern zu belasten."

„Sich mit dir zu belasten!" rief Frau Brice. „Ich möchte wohl wissen, welche Frau so thöricht

sein würde, daß sie sich nicht glücklich schätzte, dich zu heiraten!"

„Mich — und meine zwei Kinder," betonte Richard.

„Und deine zwei Kinder, natürlich! Sollte man sie etwa töten? Überdies," fuhr sie leise fort, „ich glaube, daß diese Kinder sie nicht sehr belästigen werden."

„Was sagtest du, meine geliebte Mutter?"

„Nichts, mein Herr Sohn, nichts, was dich betrifft, wenigstens für den Augenblick. Und wie heißt sie denn, diese junge Person, von der du behauptest, daß sie dich liebt? Gehört sie wenigstens zur Gesellschaft?"

„Wie kannst du daran zweifeln, Mutter? Es ist Fräulein Ottilie Montaubray?"

„Montaubray de la Creuse?"

„Erraten!"

„Ah!"

In diesen einfachen Ausruf legte Frau Brice eine ganze Welt von Gedanken. Es lag darin Überraschung, Hochachtung und doch eine gewisse Enttäuschung über die Unmöglichkeit weiter zu kämpfen, gemischt mit dem berechtigten Stolze, welchen eine solche Verbindung einflößen mußte. Die Tochter des Abgeordneten vom Département de la Creuse zu heiraten, das hieß eine vornehme, eine fürstliche Ehe schließen; das hieß, sich mit einer der edelsten, reichsten, allgemein geachtetsten Familien Frankreichs verbinden. Allerdings rechneten die Brices es sich zur Ehre, sich auf

der höchsten Stufe der besten bürgerlichen Gesellschaft zu befinden, aber höher noch standen die Montaubrays, und Frau Brice selbst mußte dieses anerkennen. Richard erriet die Gedanken seiner Mutter und folgte ihnen, ohne ein Wort zu sagen.

„Nun, wie dem auch sei," unterbrach sie endlich das Schweigen, indem sie sich ihren selbstgefälligen Betrachtungen entriß, „so schmeichelhaft auch diese Verbindung sein mag, die Thatsache bleibt nichtsdestoweniger dieselbe: Du willst dich wieder verheiraten, selbstsüchtig, ohne an deine Kinder zu denken?"

„Ich denke wohl an sie, Mutter; ja gerade weil sie mir so teuer sind, will ich nicht immer von ihnen getrennt leben, wie das nicht ausbleiben könnte, wenn ich Witwer bliebe."

Die lebhaften und durchdringenden Augen der Großmutter blitzten hell auf; sie sagte nichts, aber sie preßte die Lippen aufeinander, und ihr Sohn, der sie genau kannte, verstand, daß sie ihm innerlich antwortete.

„Meinen Enkel sollte ich Fräulein Montaubray anvertrauen? Niemals!"

„Der Tag wird kommen, an welchem Edmund ins Lyceum treten muß," erwiderte er ruhig; „an jenem Tage wird er ein Daheim in Paris brauchen, um sich auszuruhen, um aus dem Familienleben wieder neue Kraft zu schöpfen . . ."

„Wenn es so weit ist," unterbrach ihn trocken Frau Brice, „werde ich für den Winter nach Paris ziehen,

und Frau de la Rouveraye wird mit Yveline ebenfalls dorthin gehen."

Richard biß sich auf die Lippen. So waren denn die beiden Großmütter übereingekommen, ihm seine Kinder zu nehmen, und hatten darnach ihr Leben eingerichtet! Eine jede hatte sich das Kind zugeeignet, welches die Umstände ihr besonders zuzuweisen schienen, und er, der Witwer, der Vater, sollte beide nicht nur entbehren, sondern sollte sich nicht einmal wieder verheiraten dürfen! Was für eine unbarmherzige Selbstsucht! Sein ganzer Körper erbebte vor zurückgehaltener Entrüstung.

„Es scheint mir, Mutter," sagte er endlich, „daß man mich hierbei ganz außer acht läßt."

Frau Brice betrachtete ihn mit einem fast boshaften Blicke.

„Um so schlimmer für dich, mein Sohn," sagte sie, „es ist ein Unglück, daß du deine Frau verloren hast; aber da du sie nicht liebtest, muß der Verlust dir weniger empfindlich erscheinen . . ."

„Mutter," rief Richard, in seinen zartesten Gefühlen gekränkt.

„Dir steht es frei, eine zweite Frau zu heiraten, da sie einwilligt, dich zu nehmen, wie du sagst, aber das sollst du wissen, daß sie durchaus nicht nötig haben wird, sich mit deinen beiden Kindern zu belasten. Wenn du dein Witwertum geachtet hättest, würden Frau de la Rouveraye und ich das Opfer haben bringen können, sie dir später zurückzugeben, aber mit

der Wiederverheiratung hast du jeden Grund verloren, sie von uns zurückzufordern."

Aber, Mutter, du denkst doch nicht im Ernst daran," rief Richard, welcher seine Selbstbeherrschung wiedergewonnen hatte und den Kampf fortsetzen wollte; aber sie ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Wenn du Kinder liebst," fuhr sie fort, „wird deine zweite Frau dir welche schenken, und diese werden wir dir nicht streitig machen: dessen kannst du sicher sein. Meine Schwiegertochter Magdalene war die Tochter meiner Wahl; ich liebte sie so zärtlich, als ob sie mein eigenes Kind gewesen wäre. Die Kinder, welche sie dir geschenkt hat, sind zweimal meine Kinder, und wahrhaftig, da du dir sowenig aus ihnen machst, erkläre ich, daß sie mehr mir als dir gehören. Frage doch Frau de la Rouveraye, ob sie dir Yveline wiedergeben will; ich für meinen Teil gebe dir die Versicherung, daß Edmund niemals das Haus bewohnen wird, in welches du eine Stief= . . . eine Rabenmutter einführst . . ."

Richard verbeugte sich vor seiner Mutter, die in ihrer Rede stecken geblieben war, da der seltsame Ton des eben ausgesprochenen Wortes sie selbst erschreckt hatte.

„Das macht unserer Unterhaltung ein Ende," sagte er, „liebe Mutter, es bleibt mir nichts mehr übrig, als dich zu verlassen."

„Wohin gehst du?" fragte Frau Brice, indem sie sich instinktiv zwischen ihn und die Thür stellte.

„Zu Frau de la Rouveraye, um ihr meine Verheiratung anzuzeigen, wie ich es dir gethan habe.“

Frau Brice preßte heftig beide Hände gegeneinander; sie wollte sprechen, brachte aber kein Wort heraus.

„Auf Wiedersehen, Mutter,“ sagte Richard sehr blaß, ohne sie anzublicken; „nicht wahr, du hast keine Lust, meiner Hochzeit beizuwohnen?“

Frau Brice ergriff leidenschaftlich seine Hände und zog ihn nach dem Sofa, auf welches sie sich niederließ. Er blieb stehen, obgleich sie ihm neben sich Platz machte, indem er zwar nicht versuchte, sich loszumachen, aber ebensowenig ihrem Wunsche entsprach.

„Du liebst sie also sehr, diese Frau,“ begann sie wieder, indem sie ihn fast flehentlich anblickte.

„Ich liebe sie,“ erwiderte Richard langsam, seiner Mutter tief in die Augen sehend, „ich liebe sie, und ich achte sie hoch; sie ist gut, sie ist edel, sie ist großherzig. Ach, Mutter, wenn du wüßtest, was sie ist, und welch ein Wert ihr innewohnt, du wärest die erste, welche sie verehrte.“

Frau Brice ließ die Hände ihres Sohnes los.

„So sind die Männer!“ sagte sie mit Bitterkeit, „sie sind alle gleich; läuft ihnen ein hübsches Gesicht über den Weg, so ist alles vergessen.“

„Mutter,“ sagte Richard mit einschmeichelndem Tone, der fast wie der seines Sohnes klang, „so sind die Frauen! Das Vorurteil ist ihr Gebieter, und sie wollen

nicht sehen, selbst wenn man ihnen die Augen mit Gewalt offen hält."

Frau Brice seufzte und schwieg einen Augenblick.

„Nun wohl," sagte sie dann, „du willst also Fräulein Montaubray heiraten; es versteht sich von selbst, daß in den Augen der Welt mein Einspruch abgeschmackt erscheinen würde, und ich muß dir wohl meine Zustimmung geben."

Richard wollte sprechen, sie hielt ihn zurück.

„Danke mir nicht," sagte sie eifrig, ich gebe dir meine Zustimmung, weil die Familie Montaubray durchaus ehrenhaft ist, und weil ich gezwungen bin anzuerkennen, daß wir uns durch diese Verbindung geehrt fühlen müssen. Ebenso werde ich deiner Hochzeit beiwohnen, und ich werde immer mit deiner Frau die Beziehungen unterhalten, welche der Anstand fordert. Aber merke dir wohl! Niemals wird sie Edmund bekommen; die Mutter, welche er verloren hat, kann sie nicht ersetzen. Sage es ihr also recht nachdrücklich im voraus, daß jede Bitte, jedes Drängen unnütz sein und nur dazu dienen würde, unsere Beziehungen zu einander gespannter und peinlicher zu machen. Du kennst mich; du weißt, daß ich nicht leere Worte mache. Dabei bleibt's!"

Er sah sie fest an, und ein geheimer Gedanke lauerte in seinen Augen; sie verstand ihn.

„Ja, ich weiß wohl," sagte sie, „das Gesetz ist auf deiner Seite, du kannst mich zwingen, dir deinen

Sohn herauszugeben; thue es, — und wir werden uns niemals wiedersehen."

„O, Mutter," rief er, bis in die Seele verletzt, „du bist heute grausam!"

„Ich leide," erwiderte sie, „komm, umarme mich, und da du dich durchaus wieder verheiraten willst, sei glücklich mit deiner zweiten Frau."

Er blieb stumm und unbeweglich wie gebrochen stehen. Sie ergriff freundlich seine Hand.

„Siehst du, Richard," sagte sie, „als ich Witwe geworden war ... wenn mir jemand davon gesprochen hätte, mich wieder zu verheiraten, ich glaube, ich hätte ihn ... geohrfeigt."

„Und wenn jemand dir deinen Sohn genommen hätte, würdest du ihn umgebracht haben," entgegnete Richard.

„Unzweifelhaft," rief sie erregt aus, „aber ich bin Mutter, und eine Mutter, das ist ganz etwas anderes als ein Vater."

Richard lächelte unwillkürlich.

„Eine Großmutter ist zweimal Mutter," hub sie wieder an mit einem schwachen Lächeln. „Komm, Richard, gib mir einen Kuß."

Er neigte seine hohe, schlanke Gestalt und berührte mit seinen Lippen die Stirn seiner Mutter; sie schlang ihre Arme um seinen Hals, ihre Thränen zurückhaltend.

„Ach, mein Sohn," sagte sie, indem sie ihn an sich drückte, „du hast mir sehr wehe gethan."

Sie weinte; er nahm sie, bewegt von Mitleid und schmerzvoller Zärtlichkeit, in seine Arme.

„Sie ist es, die mich betrübt, und sie meint Ursache zu haben, sich über mich zu beklagen," dachte er; „arme, arme Frau!"

Er rief sich zahlreiche Auftritte aus seiner Jugend ins Gedächtnis zurück, in denen dieser so selbständige Charakter, der zugleich heftig und hartnäckig war, ihm unzähligen Kummer bereitet hatte. Und doch, wie liebte er sie, diese schreckliche Mutter, die despotisch, zuweilen ungerecht, aber dabei so edel, so hochherzig war, so erfüllt von großen Gedanken, so bereit zu großen Handlungen!

„Mutter," sagte er zu ihr mit seiner einschmeichelnden Stimme, „mit der Zeit wird alles ins rechte Geleise kommen, du wirst es sehen."

Sie machte sich aus seinen Armen los.

„Nein," sagte sie, „kein Mißverständnis! Ich werde niemals weichen, verlasse dich darauf."

Noch einmal umarmte er sie seufzend, dann blieben sie vor einander stehen, in der Mitte des großen Salons, wie Leute, welche sich nichts mehr zu sagen haben, und die sich doch noch nicht verlassen können. Richard wandte sich wieder zu der Glasthür und öffnete sie.

Die Sonne hatte sich noch nicht gezeigt, sie hielt hinter den weißlichen Dunstwolken sich am Himmel versteckt. Edmund lief noch immer, von Jaffé begleitet, in den bereits trockenen Sandwegen umher. Bei einer

Wegbiegung bemerkte er seinen Vater und kam im Galopp zurück.

„Ich will anspannen lassen," sagte Richard, während sein Sohn herbeilief.

„Schon?" meinte seine Mutter.

Ihr war das Herz so schwer, wie es so oft den Frauen geht, wenn sie während eines schmerzvollen Auftritts nicht genug geweint haben. Sie hätte jetzt so gerne ihren fügsamen Sohn bei sich behalten, ihn mit zarten Vorwürfen überhäufen und sich recht aus weinen mögen.

Richards anscheinende Gelassenheit, diese schöne Ruhe, welche sie so sehr bewundert hatte, wenn er sie anderen gegenüber bewahrte, regten sie jetzt auf.

Richard erriet hinreichend, was in ihr vorging, um den Wunsch zu haben, sie ein wenig zu trösten. Edmund kam gerade dahergelaufen.

„Geh und küsse deine Großmutter," sagte sein Vater zu ihm, indem er ihn aufhob und ihn liebkoste.

Der kleine Bursche warf sich mit ganzer Macht auf Frau Brice.

„Geh und küsse deinen Vater," sagte diese, nachdem sie selbst ihn mit Küssen bedeckt hatte.

Edmund kehrte fügsam, ein wenig beruhigt, aber noch ganz außer Atem um. Jaffé erschien auf der Freitreppe.

„Laß sofort frische Pferde anspannen," befahl ihm Richard, „wir gehen nach la Rouveraye.

„O Papa, nimm mich mit!" rief Edmund, indem

er an seinem Vater wie an einem Mastbaume emporkletterte.

„Warum nicht?" meinte die Großmutter, „Jaffé könnte ihn zurückbringen."

„Meinetwegen," gab Brice zu.

Bis zum Augenblick der Abfahrt sprachen Mutter und Sohn von allerhand geschäftlichen Angelegenheiten. Die materielle Lage Richards und die seiner Mutter waren im voraus vollkommen geregelt, und eine zweite Heirat konnte nichts daran ändern. So wurde von beiden Seiten auch keine weitere Anspielung auf das Ereignis gemacht, welches ihr ganzes Dasein umwälzen sollte.

Der kleine Knabe erschien wieder, sorgfältig frisiert und elegant wie ein Märchenprinz in seinem grauen Anzuge. Jaffé hob ihn zu seinem Vater auf den hohen Sitz des Phaeton hinauf.

„Keinen Riemen, keinen Riemen, ich bin zu groß," schrie Edmund, indem er sich mit aller Kraft sträubte, als Jaffé ihn am Gürtel festschnallen wollte, um ein Herabstürzen zu verhindern.

„Wenn du keinen Gürtel willst," sagte Richard ruhig, „so mußt du zu Hause bleiben; ich will nicht, daß dir ein Unfall begegnet."

Edmund wollte etwas antworten; ein Blick seines Vaters hielt ihn zurück. Er schwieg, obgleich sein Herz überquoll, und ließ sich festschnallen. Jaffé stieg hinten auf; Richard hielt bereits die Zügel.

„Auf Wiedersehen, mein Sohn," sagte Frau Brice,

welche auf der Freitreppe stehend, dieser kleinen Scene mit einer gewissen Unruhe beigewohnt hatte. „Edmund, sei recht artig."

Der Knabe nickte mit dem Kopfe, ohne ein Wort zu sprechen. Er sah aus wie ein schönes, wildes Geschöpf, das von den Jägern gehetzt wird.

Sie fuhren ab. Der Knabe beharrte lange in seinem Stillschweigen, er fühlte sich in seiner jugendlichen Würde tief verletzt. Die Landstraße war vorzüglich, aber die Pferde waren lebhaft, und Richard dachte vielleicht nicht genug an sein Gespann. Beim Kreuzwege bogen sie so scharf ab, daß der Wagen einen starken Stoß erhielt, und der träumerische Knabe aus seinem Sitze emporgeschleudert wurde. Obgleich Jaffé ihn an seiner Jacke festgehalten hatte, würde Edmund ohne den Riemen doch unzweifelhaft hinuntergestürzt sein.

„Aha, siehst du?" bemerkte der Vater ruhig, als sein Sohn wieder festsaß, „wenn ich nun auf dich gehört hätte!"

Der Knabe hatte Furcht gehabt, aber es war ein kleiner, tapferer Junge, das hatte er auch hier bewiesen. Er hatte keinen Schrei ausgestoßen, und jetzt saß er ganz ernst da, die linke Hand fest um die Seitenlehne des Sitzes gepreßt. Seinem Vater hatte er nichts geantwortet, aber einen Augenblick darauf zupfte er ihn leise am Ärmel.

„Gib mir einen Kuß, Papa!" sagte er. Und er streckte ihm sein kleines ehrliches Gesicht entgegen.

II.

La Rouveraye war etwa zehn Kilometer von den „Pinien“ entfernt; ein köstlicher Weg führte durch dichtes Gehölz bis zu dem Parkgitter. In dem Augenblicke, als der Phaeton über die Brücke fuhr, erleuchtete ein Sonnenstrahl die Schloßfenster; eines insbesondere erglänzte spiegelhell in vollem goldigen Licht. Richard erkannte es als das Fenster des kleinen Salons seiner Frau, in welchem er qualvolle Stunden während ihres Todeskampfes verlebt hatte, da die beiden Mütter, welche die Sterbende umgaben, ihm nicht mehr erlaubten, sich ihr zu nähern, sondern sie nur von der großen Thüröffnung zwischen den beiden Zimmern aus zu betrachten. Ja, Magdalene hatte zu sehr diesen beiden Müttern angehört; hatte deshalb ihr Mann sie niemals so lieben können, wie er es gewünscht hätte?

Als er sich diese Frage vorlegte, kam er gerade vor dem Schlosse an, welches zu seiner Ehre wie in Licht getaucht schien.

„Die gnädige Frau ist auf dem Kirchhof,“ sagte der alte Diener, welcher ihm die Thür öffnete. „Sie wird aber sehr bald zurückkommen.“

„Komm, Papa, wir wollen ihr entgegengehen,“

sagte Edmund, indem er seinen Vater bei der Hand nahm, um die Freitreppe wieder herabzusteigen.

„Geh du mit Jaffé hin!“ bestimmte sein Vater.

Der kleine Bursche folgte eilig dieser Weisung, und Brice trat in das Haus.

„Geht es meiner Yveline gut?“ fragte er den alten Diener.

Ohne eine Antwort abzuwarten, schritt Richard weiter und stieg die Treppe so schnell hinauf, als wäre er erst eben fünfundzwanzig Jahre alt. Im zweiten Stockwerk angelangt, öffnete er eine Thüre und trat in ein großes Zimmer, in welchem sich ein Bett, eine Wiege und einige andere Möbel befanden; es sah gerade so geräumig, so leer und doch so bewohnt aus, wie die meisten Kinderstuben.

„Guten Tag, Amme,“ begrüßte er die junge Frau, welche aufgestanden war, als sie ihn hatte eintreten hören; darauf wandte er sich schnell der Wiege zu.

Die Kleine lag in jenem ruhigen Nachmittagsschlaf, welcher, wenn auch nicht so tief als der der Nacht, doch nicht weniger erquickend ist; sie lag da, halb bekleidet, mit nackten Ärmchen und Beinchen, nur die Füßchen staken in wollenen Strümpfen; die Haarlöckchen waren ihr über die Stirn gefallen, und mit ihren rosigen Wangen bot sie ein Bild kindlicher Anmut, die mit einer gewissen komischen und rührenden Würde gepaart war.

Der Vater neigte sich über sein Töchterchen und betrachtete es lange und liebevoll.

Yveline war sein Liebling, sein Herzblättchen, seine Augenweide. Vom Anfang seiner Ehe an hatte er sich eine Tochter gewünscht. Als er nach fünfjährigem Warten endlich Vater geworden war, hatte die Geburt eines Sohnes seinen Wunsch nur halb befriedigt. Endlich wurde Yveline geboren, und nun war er ganz glücklich. Die ersten Gebärden des Kindes hatten ihn entzückt, ihre ersten Laute dünkten ihm köstlicher als die herrlichste Musik. Als vier Monate dieses Glückes verflossen, war die junge Mutter an einer Brustfellentzündung in wenigen Tagen gestorben, in eben diesem Hause, wohin sie wie alljährlich auf einige Wochen gekommen waren; die Großmutter hatte natürlich die Kleine bei sich behalten, während Richards Mutter den kleinen Edmund für sich beansprucht hatte. Konnte ein Witwer sich wohl mit diesen Kleinen beschäftigen? Der Gedanke daran allein war abgeschmackt! So dachten und sprachen wenigstens die Großmütter ... und das war der Grund, weshalb Richard Brice einsam, traurig, seiner Kinder beraubt, von einer großen Liebe erfaßt worden war, von seiner Liebe zu Fräulein Ottilie Montaubray, welche die einzige seines Lebens sein sollte.

Er küßte sanft die kleinen geschlossenen Fäustchen, welche bei der Berührung seiner Lippen, so leise sie auch war, leicht erbebten; dann richtete er sich wieder auf, um dem Verlangen zu widerstehen, Arme und Gesicht seines Lieblings mit Küssen zu bedecken, denn er fürchtete, das Kind aufzuwecken. Aber Yveline öffnete bereits ihre hübschen, klaren Augen, über

welchen der Schlummer einen leichten Schleier zurückgelassen zu haben schien, und reckte sich mit reizender Anmut.

Ihr Blick irrte einen Augenblick in dem Zimmer umher; dann richtete er sich mit einem zuerst unbestimmten, aber bald freudigen Ausdruck auf den Vater, und endlich sagte sie:

„Papa! Papa!"

Richard hob sie in seine Arme empor, ganz stolz darauf, daß sie ihn erkannt hatte, obgleich sie ihn einen Monat lang nicht gesehen hatte.

„Das macht, weil sie so gescheit ist," sagte die Amme, indem sie ihm die Kleine abnahm; „sie ist erst zweiundzwanzig Monate alt, und doch kann ich Sie versichern, daß sie mehr weiß, als viele alte Leute."

Der Vater und sein Töchterchen unterhielten sich darauf in jener köstlichen Sprache, welche nur derjenige verstehen kann, der seine Kinder geliebt hat. Auf allen Vieren spielten sie auf dem Teppich, liefen hintereinander her und haschten sich, bis es Brice plötzlich einfiel, daß er gekommen war, um eine unangenehme Pflicht gegen seine Schwiegermutter zu erfüllen.

„Ist die gnädige Frau noch nicht zurückgekehrt?" wandte er sich an die Amme, indem er aufsprang und seinen Anzug, der etwas in Unordnung geraten war, zurechtrückte.

„Da kommt sie eben," erwiderte die Frau, indem sie ihm eine Bürste reichte. Gleich darnach erschien

Edmund auf der Schwelle, an der Hand der Frau de la Rouveraye, welche er sehr lieb hatte.

Die Schwiegermutter Richards war ganz und gar das Gegenteil seiner Mutter. So schmächtig, klein und lebhaft die eine, so kräftig, hochgewachsen und majestätisch war die andere. Langsam in ihren Bewegungen und in ihrem Sprechen, abgeneigt, ihre Eindrücke und ihre Gefühle sehen zu lassen, gut und zärtlich, aber oft wegen ihrer Zurückhaltung verkannt, war die Natur Edmunds Frau de la Rouveraye mehr sympathisch, als die Yvelinens, aber ihr waren beide Kinder so gleich lieb, daß sie sich niemals eine äußere Bevorzugung gestattet haben würde. Sie war eine sehr gewissenhafte Frau und hatte früh gelernt, in der allerstrengsten Erfüllung ihrer Pflichten ihre einzige Freude zu erblicken. Sie nahm das Leben schwer, aber sie ließ andere darunter niemals leiden. Sie liebte es, traurig zu sein; es war für sie ein melancholischer Genuß, in dem sie einen ganz besonderen Reiz fand.

Nach dem ersten Wortaustausch wurde Edmund bei seiner Schwester gelassen, und Richard ging mit seiner Schwiegermutter in den nächstgelegenen kleinen Salon. Es war ein mittelgroßer, traulicher Raum, dessen Wände mit Bildnissen bedeckt waren; man sah, daß Frau de la Rouveraye darin beständig mit allen ihren Erinnerungen lebte. Eine Puppe, die auf einem niedrigen Stuhle saß, zeigte jedoch, daß auch Yveline hier Zutritt hatte.

„Ich fürchte," sagte Brice, als sie sich gesetzt hatten, „daß mein Brief Sie betrübt hat ... Sie müssen's mir verzeihen, liebe Mama ..."

Richard sagte zu Frau Brice „Meine Mutter" und zu seiner Schwiegermutter „Mama", obgleich er die letztere stets mit „Sie" anredete. Er hatte in ihr, die er übrigens seit seiner Jugend kannte, eine tiefverborgene Zärtlichkeit und ein ebenso verborgenes Liebesbedürfnis entdeckt, welches er durch die Freundlichkeit seiner Sprache gern befriedigte.

„Ich war betrübt, Richard," erwiderte Frau de la Rouveraye, „aber es ist nicht Ihre Schuld, und ich bin Ihnen deshalb durchaus nicht böse."

Nach einem kurzen Schweigen richtete sie auf ihren Schwiegersohn ihre schönen, schwarzen, thränenmüden Augen und fügte langsam hinzu: „Es mußte ja so kommen."

„Wie!" rief Brice bewegt aus, „Sie glauben, daß ..."

Er wagte nicht, seinen Satz zu vollenden, so grausam erschien es ihm, dieser Mutter zu sagen, daß er eine andere Frau an die Stelle der Tochter setzen wollte, welche sie verloren hatte.

„Ich habe immer gedacht, daß Sie früher oder später sich wieder verheiraten würden," fuhr sie fort, „und finde, daß Sie recht haben."

Sehr überrascht und ganz glücklich über ihre Worte, ergriff Richard die Hand seiner Schwiegermutter und küßte sie mit inniger Zärtlichkeit. Sie hatte ihn ver-

standen, sie, während seine eigene Mutter soviel Mühe gehabt hatte, den bloßen Gedanken an eine Wiederverheiratung gelten zu lassen! Er war ihr unendlich dankbar dafür.

„Man hat mir außerdem von Ihrer Braut erzählt," fuhr Frau de la Rouveraye fort; „ich weiß, daß sie schön, gut und in jeder Beziehung musterhaft ist."

„Sie wußten es?" rief Richard ganz erstaunt.

„Jawohl ... man schreibt mir so manches ...," antwortete sie lächelnd.

„Meine Mutter wußte es nicht, indessen ..."

„Ich hatte nicht das Recht, mit ihr darüber zu reden! Es konnte ja ein leeres Gerücht sein, und dann, mein lieber Richard, dünkte es mich, daß, wenn es auf Wahrheit beruhte, Sie es sagen müßten und nicht ich ..."

Er küßte zum zweitenmale diese vorsichtige und kluge Hand, welche so viele Briefe öffnete, ohne das Bedürfnis zu empfinden, anderen daraus etwas mitzuzuteilen, und fühlte sich sehr erleichtert.

„Fräulein Montaubray," sagte er mit sichtlicher Freude, „ist in der That eine sehr distinguierte Dame; aber ich bin sehr glücklich, liebe Mama, daß Sie mein Vorhaben so freundlich aufnehmen, welches Sie vor allen soviel Grund gehabt hätten, nicht zu billigen."

„Ihre Mutter hat es nicht gebilligt?" fragte Frau de la Rouveraye mit einem fast unmerklichen Anfluge von Spott.

„Nein,“ sagte Richard lächelnd. „Ich habe darum kämpfen müssen, und was ich erlangt, befriedigt mich durchaus nicht vollständig. Aber ich rechne auf die Zeit und auf Sie, um gewisse Ecken abzustumpfen ...“

„Die Zeit, ja ... ich ... ich habe keinen Einfluß auf Ihre Mutter, mein lieber Richard, noch auf irgend sonst jemand, glaube ich. Erzählen Sie mir von Fräulein Montaubray!“

Die Aufgabe war zart und gefährlich. Brice löste sie indes sehr geschickt; seine Schwiegermutter hörte ihm mit großer Aufmerksamkeit zu, indem sie hie und da eine Frage einmischte, welche bewies, wie sehr diese Unterhaltung sie interessierte.

„Endlich,“ schloß Richard, „verlange ich nur eins, daß ich sie recht glücklich machen könnte, um ihr für das zu danken, was sie für mich und für meine Kinder zu thun bereit ist.“

Der wohlwollende Gesichtsausdruck Frau de la Rouverayes veränderte sich plötzlich wie das Aussehen eines Zimmers, dessen Fenster man soeben geschlossen hat.

„Ihre Kinder, mein Freund,“ sagte sie, „kommen meiner Meinung nach gar nicht in Betracht.“

„Wie?“ rief Richard, indem er auffuhr wie einer, den man mit kaltem Wasser übergossen hat.

„Ihre Mutter wird Edmund behalten, wie ich vermute. Was mich angeht, so werden Sie doch gewiß fühlen, daß es eine Thorheit wäre, wollten Sie versuchen, mir Yveline wegzunehmen.“

Brice merkte, daß er sich die ganze Zeit über in einer Täuschung befunden hatte. Die liebenswürdige Zustimmung seiner Schwiegermutter bedeutete nur das Aufgeben von Rechten, die in Wirklichkeit auf Einbildung beruhten. Überdem konnte eine so feingebildete Frau nicht wohl anders handeln. Sie mußte fühlen, wie erfolglos die geringste Spur von Opposition gegen die Heirat desjenigen sein würde, der ihr Schwiegersohn gewesen war. Die Großmutter sollte er dagegen unbeugsam finden.

„Yveline ist aber doch meine Tochter," wandte Richard ein.

„Yveline ist die Tochter meiner Tochter, alles, was mir von ihr übrig bleibt, das einzige Wesen, welches mich ans Leben fesselt. Ich werde sterben, mein lieber Richard, es wird ohne Zweifel nicht mehr lange dauern; ich fühle, meine Tage sind gezählt; nicht wahr, Sie könnten niemals den traurigen Mut haben, einer Mutter, die alles verloren hat, den einzigen Gegenstand ihrer Liebe auf dieser Erde zu entreißen! Yveline wird ja dann zu Ihnen zurückkehren, und ich werde glücklich sein in dem Gedanken, daß beim Scheiden aus dem Leben ich sie der Fürsorge Ihrer vortrefflichen Frau überlassen kann."

„Aber, Mama," beharrte Brice mit dem Aufgebot seiner ganzen Geschmeidigkeit, „wie können Sie so etwas sagen! Sie werden im Gegenteil sehr lange leben, wir hoffen es alle, und niemand wünscht es

mehr als ich; soll ich mich denn niemals der Gegenwart meiner Tochter erfreuen können?"

„So selbstsüchtig werde ich durchaus nicht sein, mein lieber Richard," erwiderte Frau de la Rouveraye mit ausgesuchter Höflichkeit; „meine mütterliche Liebe würde niemals in mir alle anderen Gefühle ersticken können. Ihre Frau und Sie werden mir in diesem Hause stets willkommen sein; zu jeder Zeit während der Kindheit Yvelinens, und während der Ferien, wenn sie einmal soweit sein wird, ihre Erziehung in demselben Kloster zu erhalten, in welchem ihre arme Mutter einst die ihrige genossen hat."

Brice merkte, wie das schöne Luftschloß, das er im Anfange seines Besuches errichtet hatte, zusammenstürzte; in Wirklichkeit war die Sachlage genau dieselbe, wie bei seiner Mutter, nur mit dem Unterschiede, daß seine Schwiegermutter rücksichtsvoller verfuhr. Im tiefsten Herzensgrund verletzt, ärgerlich über seine eigene Leichtgläubigkeit, erhob er sich.

„Wir werden noch einmal auf dies alles später zurückkommen," sagte er, „inzwischen kann ich Sie versichern, daß Ihr Wohlwollen mir einen schweren Schritt erleichtert hat, und ich danke Ihnen dafür von Herzen."

„Sie bleiben doch zum Essen?" fragte Frau de la Rouveraye.

„Es thut mir leid, Ihre Einladung nicht annehmen zu können," erwiderte Richard, „ich muß schon heute abend wieder in Paris sein, auch würde es zu spät

für Edmund werden. Wollen Sie mir gestatten, zu klingeln?"

Nachdem Brice Befehl zum Anspannen gegeben hatte, ging er noch einmal in das Zimmer seines Töchterchens hinauf, wo er Edmund voller Herablassung mit ihr spielend fand. Richard drückte einen langen Kuß auf Yvelinens Lippen, mit einer Tiefe des Kummers, welche der Verzweiflung nahe kam, wovon sich aber auf seinem Gesicht nichts verriet; dann ging er stillschweigend wieder hinunter.

Von dem Phaeton aus nahm er Abschied von seiner Schwiegermutter und richtete dann seinen Blick nach dem Fenster, aus welchem Yveline in den Armen ihrer Amme ihm Kußhändchen zuwarf.

„Papa!" rief sie ihm zu, und ihre klare Stimme erklang wie ein Glöckchen in die stille Abendluft. Ein Strahl der untergehenden Sonne umfloß sie mit rotem Golde, sie war anzuschauen wie ein liebliches Bild.

„Auf Wiedersehen, mein Liebling!" versuchte er ihr zuzurufen, aber die Worte blieben ihm in der Kehle stecken, und er winkte ihr mit der Hand einen stummen Abschiedsgruß zu.

Schnell fuhren sie dann die Allee hinab, unter den Platanen, welche sich laubenartig über ihnen schlossen. Zu seinem Erstaunen sah Edmund zweimal einen Wassertropfen auf die Decke fallen, welche seine Beine und die seines Vaters umhüllte, der mit geschlossenen Lippen sein Gespann sorgfältig leitete. „Es sind Regentropfen," dachte der Knabe.

Nein, kleiner Edmund, es waren Thränen!

Die Stimmung Richard Brices war düster, durch seinen Kopf tobten verwirrte Gedanken des Zornes und der Rache; eine stumme Wut erfaßte ihn gegen diese beiden Frauen, welche ihn seiner größten Schätze beraubt hatten und sich weigerten, sie ihm zurückzugeben.

Man erlaubte ihm, eine Frau zu nehmen, aber man verbot ihm, seine Kinder wiederzusehen! Und doch, wie liebte er diese Kinder, besonders sein süßes Töchterchen!

„Papa," sagte plötzlich sein Sohn, wie aus einem langen Nachsinnen erwachend, „wann werden wir nach Hause gehen?"

„Nach Hause?" wiederholte Richard, den diese so einfache Frage seltsam bewegte, „du erinnerst dich also noch unseres Hauses?"

„Jawohl," erwiderte Edmund, „nach Hause in Paris, mit meiner kleinen Schwester."

Der Knabe suchte in seinem Gedächtnis das bereits erloschene Bild seiner Mutter; es war ihm gesagt worden, daß sie im Himmel sei, er konnte also nicht die Erinnerung an sie mit der an sein väterliches Haus verbinden; aber im tiefsten Innern fühlte er doch, daß sein ehemaliges Daheim außer Vater und Schwester noch jemand beherbergen mußte ... er wußte nicht recht wen.

„Armer Junge!" dachte Brice ganz laut. „Wir werden nach Hause gehen, mein lieber Junge, wir

werden dahin gehen, sei nur ruhig," sagte er, indem er die Zähne zusammenbiß.

Inzwischen flog der Phaeton auf der ebenen Fahrstraße dahin. Obgleich es nicht spät war, hüllte die Dämmerung, durch düsteres Gewölk schneller heraufgeführt, bereits das Gehölz in einen grauen Mantel, so daß bald nichts mehr auf dem Wege zu unterscheiden war.

„Die Laternen, Jaffé!" befahl Richard, indem er anhielt.

Der Diener sprang herab und beeilte sich, sie anzuzünden. Während er ein Streichholz an dem Tuch seines Beinkleides rieb, sagte plötzlich sein Herr:

„Jaffé, was wirst du dazu sagen? Ich will mich wieder verheiraten."

Das Streichholz, welches zwischen den Fingern Jaffés leuchtete, erlosch plötzlich. Er zündete ein anderes und damit das Licht in einer Laterne an, ohne ein Wort zu sagen. Edmund hatte seinen Vater ganz erstaunt angesehen; er hatte nicht verstanden, was er hörte.

„Der gnädige Herr will sich wieder verheiraten?" sagte endlich Jaffé, indem er die zweite Laterne anzündete. „Gewiß, weil der gnädige Herr gedacht hat, daß es gut sein würde, denn der gnädige Herr thut immer, was das Beste ist."

„Ei, so laß doch die dritte Person weg," rief Brice ungeduldig, „und antworte mir Mann gegen Mann; was hältst du davon?"

„Ich glaube, Herr Richard, daß, wenn die Dame, welche Sie heiraten wollen, ein gutes Herz hat, wie es wahrscheinlich ist, es ein großer Segen für diese armen Kleinen sein kann . . . aber wenn es anders wäre, würde es ein großes Unglück sein.“

„Sie hat ein gutes Herz, Jaffé,“ versicherte Brice, indem er seine Augen tief in die seines treuen Jugendfreundes senkte.

Die Laternen ließen die Dunkelheit noch tiefer erscheinen. Edmund hatte ein wenig Furcht und drängte sich näher an seinen Vater.

„Warum meintest du, daß es ein großer Segen sein würde?“ begann Richard wieder, indem er die Zügel ergriff.

„Weil . . . ich kann Ihnen das nicht hier sagen, gnädiger Herr, übrigens auch nicht wo anders, weil das mich eigentlich nichts angeht, — aber besser würde es für den Kleinen da sein, wenn er von seinem Vater erzogen würde!“

Er schwieg und schwang sich behende wieder auf seinen Sitz. Richard trieb die Pferde an.

„Es bezieht sich auf den Charakter, was ich vorhin sagte, gnädiger Herr,“ hob Jaffé wieder an, durch das Geräusch der Räder ermutigt. „Es ist schwer für eine Frau allein, einen Knaben zu erziehen . . . einen Knaben, welcher Vermögen haben wird . . . man liebt solche Kinder oft nur zu sehr!“

Jaffé hatte sich ein wenig vorwärts geneigt, und

sein gutes Gesicht war ganz nahe dem des kleinen Edmund.

„Also billigst du meinen Schritt?“ sagte Richard mit einem bitteren Lächeln.

„Wenn die Dame ein gutes Herz hat, ja, Herr Richard, aber ohne das würden Sie sie ja auch nicht nehmen. Sie muß die Kinder lieben, sonst würde es ein großes Unglück sein.“

„Du hast mir das schon einmal gesagt,“ erwiderte Brice lächelnd. „Sie wird sie lieben, darüber kannst du dich beruhigen ... Wenn man es ihr nur auch gestatten wird ...“

Es war nicht mehr weit von der Bahnstation. Richard bemerkte, daß noch geraume Zeit bis zum Abgange des Zuges vorhanden war, und mäßigte den Schritt seiner Pferde.

„Papa,“ bat Edmund, als er den Bahnhof erblickte, „nimm mich mit!“

„Nach Paris? — So ohne weiteres, wir beide?“ fragte Richard, von einer seltsamen Bewegung ergriffen.

„Ja, ich langweile mich in den ‚Pinien‘ ohne dich, laß uns beide zusammen fortgehen!“

„Und ich?“ warf Jaffé ein, indem er laut lachte, um seine Bewegung zu verbergen.

„Du natürlich auch!“ sagte der Knabe fröhlich.

„Und die Pferde?“ fuhr der Diener fort.

Edmund war etwas betroffen. Sein Vater wurde von einem heftigen Zittern ergriffen. War es die

Frische des Abends, oder auch, was er während dieses grausamen Tages ausgehalten hatte, oder war es der wilde Wunsch, der plötzlich über ihn kam, seinem Sohne zu folgen und ihn auf der Stelle zu entführen? Und wenn er es thäte, was würde die Folge sein? War es nicht sein väterliches Recht? War es nicht vielleicht seine Pflicht nach dem, was Jaffé ihm soeben zu verstehen gegeben hatte? Aber es durfte nicht sein! Als ehrlicher Mann durfte er nicht so handeln. Er mußte der Versuchung widerstehen.

„Nein, mein lieber Junge, das geht nicht an. Du mußt nach den ‚Pinien‘ zurückkehren. Jaffé, wickle ihn gut ein. Hast du nicht etwas Warmes mitgenommen?“

„Jawohl, gnädiger Herr,“ erwiderte der Diener, indem er aus dem Kasten unter seinem Sitze Edmunds Überrock und ein Tuch hervorzog und dem Knaben beides sorglich anlegte.

„Und jetzt fahrt ab,“ sagte Brice.

„O, Papa, erst wenn der Zug da ist, bitte!“

„Nein, sofort,“ erwiderte Richard etwas hart. Die Versuchung, seinen Sohn mitzunehmen, kam aufs neue mit solcher Macht über ihn, daß es ihm unmöglich schien, ihr einen Augenblick länger zu widerstehen.

„Fahrt schnell ab, es ist spät! Umarme mich, mein Jungchen, umarme mich mit beiden Händen. Noch einmal; so, das ist genug, und nun fort!“

Die Pferde eilten mit Windesschnelle ihrem Stalle zu. Brice folgte mit den Augen dem leichten Gefährt,

welches in der zunehmenden Dunkelheit bald verschwand, und es war ihm, als ob damit ein Stück seines Herzens sich entfernte. Der Zug brauste heran.

„Und man sagt, daß es so viele Leute gibt, die sich nicht um ihre Kinder kümmern!“ dachte er, indem er in ein Coupé stieg, in welchem er zu seiner Freude allein blieb.

III.

Richard kam ziemlich spät am Abend in Paris an; ohne sich zum Essen Zeit zu nehmen, ja ohne seine Wohnung aufzusuchen, fuhr er sofort nach dem Hause seiner Braut. Am Abend zuvor hatte er ihr versprochen, sofort nach seiner Rückkehr über die Vorgänge des Tages Bericht zu erstatten. Ottilie, die darauf gedrungen, daß er, ohne länger zu zögern, mit seiner Mutter und Schwiegermutter spräche, war ungeduldig zu erfahren, wie er von beiden aufgenommen sei.

Wenn eine Frau nicht ein ganzes Kind ist, oder wenn sie nicht besondere Interessen verfolgt, so bedarf sie einen wirklichen Mut und eine starke Liebe, um die Lebensgefährtin eines Witwers zu werden. Die gewöhnlichen Schwierigkeiten einer Ehe werden in diesem Falle für ein junges Mädchen verdoppelt; sie muß gegen Erinnerungen und Vergleiche, welche sich inmitten der Familien und Freunde geltend machen,

kämpfen; ihr treten allerhand Vorurteile, zuweilen auch Eifersüchteleien entgegen, wo der ersten Frau nur Wohlwollen zu teil geworden war.

Ottilie Montaubray wußte das alles. Die einzige Tochter ihrer Eltern, hatte sie, kaum zwölf Jahre alt, ihre Mutter verloren und seitdem ihren Vater nicht verlassen, aus dessen reichem Geistesleben sie eine große Seelenkraft und eine für ihr Alter seltene Lebenskenntnis geschöpft hatte. Eine Reihe der glänzendsten Bewerbungen hatte sie ausgeschlagen und so ihr achtundzwanzigstes Lebensjahr unvermählt erreicht.

In ihrer Umgebung hieß es, daß diese Neigung zur Ehelosigkeit die Folge einer unglücklichen Liebe sei, und man hatte sich nicht getäuscht, denn der Mann, den sie seit vielen Jahren liebte, Richard Brice, war bereits vermählt. Sie hatte sich diese Liebe zu einem verheirateten Manne lange nicht gestehen wollen, aber sobald ihr Gewissen sie dazu genötigt hatte, war es ihr als eine Pflicht erschienen, ihn nicht wieder zu sehen. Ihrem Entschlusse getreu, war sie ihm überall ausgewichen, und wo sie es nicht konnte, gab sie ihm doch keine Gelegenheit, mit ihr zu sprechen. Sie hegte keinen Groll gegen seine Frau; für ihre redliche, gerade und stolze Seele war der Gatte einer anderen Frau ein außerhalb dieser Welt lebendes Wesen, und die Frau dieses Mannes mußte vortrefflich sein, weil er sie gewählt hatte. Aber als er Witwer wurde, war es ihr, als ob ihr eigenes Leben soeben erst aufgeblüht sei. Ihr lange niedergedrücktes Herz erschloß sich wie

eine prächtige Blume; keinen Augenblick zweifelte sie an der Zukunft. Bis dahin hatte Richard sie vielleicht nicht bemerkt, aber jetzt würde er sie lieben, dessen war sie sicher.

Sie wandte keines der kleinlichen Kunststücke einer koketten Frau an; darüber war Ottilie weit erhaben. Aber anstatt wie bisher ihm auszuweichen, sprach sie jetzt mit ihm; er sah sie bei ihrem Vater, welchen aufzusuchen er oft Veranlassung hatte; sie empfing ihn mit jenem entgegenkommenden warmen Wohlwollen, welches mehr wert ist als bloßes Mitgefühl oder Mitleid; er merkte bald, daß er in dieser Seele eine Heimat habe, und seitdem er dies ganz verstand, liebte er sie.

Sie verständigten sich fast ohne Worte; eines Abends begegneten und schlossen sich ihre Hände vor dem Theetische inmitten einer Anzahl von Gästen, die nichts davon bemerkten: eine ganz gelegentliche Unterhaltung hatte sie einander nahe gebracht, ein Wort vereinigte sie:

„Für das Leben?“ fragte Brice einfach.

Sie antwortete ihm:

„Auf ewig!“

Und jetzt an diesem Abend erwartete sie, die sonst stets so heiter war, ihren Verlobten mit einer gewissen Angst. Ihre alte Cousine, welche seit dem Tode ihrer Mutter bei ihr geblieben war, beunruhigte sich darüber, daß sie fortwährend von der Thür ans Fenster ging und daß ihre Wangen eine ungewöhnliche Blässe zeig-

ten, während ihre perlmutterartige Gesichtsfarbe sich kaum ein wenig röter gefärbt hatte, als sie Richards Hand annahm. Ihr Vater war ausgegangen, um einer offiziellen Sitzung beizuwohnen, und die Zeit schlich ihr unerträglich langsam dahin.

Endlich ertönte die Hausglocke, und Brice erschien auf der Schwelle.

„Nun?“ rief sie ihm entgegen, ohne sich ihm zu nähern. Sie stand in der Mitte des Salons, voll beleuchtet im Glanze ihrer anmutigen Schönheit.

„Es ist geschehen,“ erwiderte er, „aber um welchen Preis!“

Er war auf sie zugeschritten und streckte ihr die Hand entgegen; sie zeigte auf einen Lehnstuhl ganz nahe dem Sofa, auf welchem sie selbst Platz nahm. Die alte Cousine lächelte, sagte guten Abend und kehrte zu ihrem Buche zurück. Sie war eine kluge Frau, die wußte, wann es nötig war, zu sprechen, und wann es besser war, zu schweigen.

„Man will deine Kinder behalten?“ sagte Ottilie mit leiser Stimme.

„Woher weißt du es?“ entgegnete er, indem er sein tiefbetrübtes Gesicht ihr zuwandte.

„Es war ja unvermeidlich! Aber fürchte nichts, wir werden sie doch bekommen.“

Sie war so ruhig, sie sprach mit solcher Sicherheit! Niemals wäre es ihm in den Sinn gekommen, daß sie kurz zuvor sich um ihn sehr gesorgt hatte, daß

sie vor Schmerz hätte aufschreien mögen, wenn sie es gewagt hätte!

„Du glaubst? Wir haben es mit zwei sehr hartnäckigen Frauen zu thun, die überdies sehr stark sind, denn sie befinden sich im Besitz . . .“

„Fürchte nichts, sage ich dir, wir werden sie bekommen!“

Sie lächelte. Er dachte, daß sie in der That im stande sein werde, sie zu bekommen.

„Fast hätte ich meinen Sohn geraubt . . . er wollte so gerne mit mir kommen; der arme Junge . . . es hing nur an einem Faden!“

„Du hast recht gethan, der Versuchung zu widerstehen,“ entgegnete sie; „ein Gewaltschritt würde alles verdorben haben. Sie werden sie uns zurückgeben, du wirst es sehen.“

Er hatte seine gewohnte Überlegenheit als siegreicher Advokat, als beredter Abgeordneter verloren; an diesem Abende, nach einem so qualvollen Tage war er nur ein elender, trauriger Mann, mit dem zwei eigensinnige Frauen gespielt hatten, und der sich seiner ganzen Niederlage bewußt war. Aber Ottilie liebte ihn womöglich noch mehr in dieser traurigen und gedrückten Stimmung als im Triumph und in der Freude, und in ihren liebestrahlenden Augen erblickte er einen Zufluchtsort und reichen Trost. Nicht darum hatte er sie geliebt, aber sie wurde ihm dadurch um so teurer. Und hätte er gewußt, wieviel sie während seiner Abwesenheit geweint hatte! Aber freilich, jetzt

sah man nichts mehr davon in ihren schönen ernsten Augen.

„Du hast noch nicht gegessen,“ sagte sie jetzt zu ihm mit ihrer weichen Stimme.

„Wer hat dir das gesagt?“

Sie zeigte mit dem Finger auf den Fahrplan, der offen auf dem Tische lag.

„Neun Uhr fünfzehn bist du angekommen,“ antwortete sie, „ohne Verzug bist du hergeeilt und in La Rouveraye hast du nicht essen können, weil du sonst diesen Zug nicht erreicht hättest.“

Er konnte sich nicht enthalten zu lachen.

„Du bist gefährlich,“ scherzte er, „mit deinem Scharfsinn! Ich werde mich vor dir in acht nehmen müssen.“

Sie klingelte und befahl, daß im Speisezimmer angerichtet würde.

„Das Abendessen wartet auf dich,“ sagte sie, „kommst du, Cousine?“

Die Cousine lehnte mit einer Bewegung ab, indem sie auf ihren Roman wies, der so interessant sei.

Richard und Ottilie gingen nun in das große Eßzimmer und ließen die Thür zwischen den beiden Stuben offen. Er setzte sich, schon weniger bedrückt; sie blieb stehen, um ihn zu bedienen, und plötzlich hatte er den Eindruck, als ob sie schon lange Zeit verheiratet wären und viele Freuden und Leiden miteinander geteilt hätten, und als ob mit dieser Frau an

seiner Seite das Alter und der Tod keine Schrecken mehr haben würden.

„Hat man dir viel Schlimmes von mir erzählt?“ fragte sie ihn lächelnd. Dabei fuhr sie fort, ihm mit einer Anmut und Geschicklichkeit aufzuwarten, wie er es noch nie erlebt hatte.

„Ganz und gar nicht,“ antwortete er ebenfalls lächelnd. „Alle kommen darin überein, dein Lob zu singen, besonders meine Schwiegermutter.“

„Ah, das ist sehr liebenswürdig von ihr! Ich bin ihr sehr dankbar dafür, ich versichere dich. Wie man mir sagt, ist sie übrigens eine ganz ausgezeichnete Frau.“

„Jawohl, aber sie behält Yveline aus Gründen, auf die ich nichts zu erwidern weiß.“

„So?“ meinte Ottilie, indem sie ernst den Kopf neigte. „Und deine Mutter behält Edmund?“

„Gewiß. Und wenn die Kinder, eins im Lyceum, das andere im Kloster sein werden, gedenken die beiden Damen sich in Paris niederzulassen, um mit den Kindern an den Ferientagen spazieren zu gehen.“

„Vortrefflich, und das beunruhigt dich?“

Er wußte nicht, was er antworten sollte, so zuversichtlich sah sie in ihrem lächelnden Ernste aus. Sie sprachen noch von anderen Dingen, während sie ihn zum Essen ermunterte. Bissen für Bissen bereitete sie ihm auf einem Teller, und er nahm sie an, ohne darauf zu achten; dazu füllte sie sein Glas mit edlem

Wein, und er fühlte, wie er wieder auflebte in dieser Atmosphäre geistigen und physischen Wohlbehagens.

„Ottilie," sagte er plötzlich, indem er die Theetasse, die er eben geleert hatte, zurückschob, „ist es wirklich wahr, daß du meine Frau sein wirst, und daß wir uns nicht mehr verlassen werden?"

„So es Gott gefällt," erwiderte sie aus voller Seele, „werden wir uns nur an der Schwelle der Ewigkeit verlassen, mein geliebter Richard, und auch dann nicht auf lange."

„Ich würde es nicht ertragen können, dich zu verlieren," sagte er, indem er sie liebevoll anblickte. „Und wann heiraten wir?"

„In einem Monate, wenn es dir recht ist."

„Gut, so sei es! In einem Monat!"

Er stand auf; aber er war ein anderer Mensch, als da er vor einer Stunde so traurig und so matt eingetreten war.

„Und dann, weißt du," sagte er, „wir haben Jaffé für uns."

Sie war ihm in den Salon vorausgegangen, um ihrer Cousine, die soeben ihr Buch geschlossen hatte, eine Tasse Thee zu bringen.

„Jaffé? Jaffé ist für uns?" lachte Ottilie lustig auf. „O — dann haben wir gewonnenes Spiel."

„Jaffé ist für uns, aber unter der Bedingung, daß du sehr gut sein wirst. Ohne das, sagt er, würde es ein großes Unglück sein!"

Sie fingen nun beide an zu lachen, wie ein paar

ausgelassene Kinder. Aber plötzlich wurden Richards Nerven schlaff, und er wäre beinahe in Thränen ausgebrochen.

„Es ist grausam, siehst du," sagte er ganz leise, „wenn man seine Kinder anbetet, ihrer beraubt zu werden! Ich weiß wohl, daß du Vertrauen hast, du, aber ich, ich habe Furcht."

„Wovor?"

„Daß man sie lehrt, dich zu hassen."

Auf Ottiliens Gesicht zeigte sich eine leichte Erregung, aber sie schien doch durchaus nicht aus der Fassung gebracht.

„Das dürfte nicht unmöglich sein," meinte sie, „aber selbst dann würden wir ans Ziel gelangen."

„Du fürchtest dich also wirklich nicht? Gar nicht?"

„O du kleingläubiger Mann!" antwortete sie, indem sie ihm scherzend mit dem Finger drohte.

„Ach," hub er wieder an, „wenn du so sprichst, glaube ich, daß du alles vermagst, selbst deine beiden Schwiegermütter zu besiegen! Denn du hast jetzt zwei Schwiegermütter, Ottilie."

Herr Montaubray trat soeben ein. Richard, welcher gerade hatte aufbrechen wollen, blieb nun noch kurze Zeit. Man besprach sich über die Vorbereitungen zu der nahen Hochzeitsfeier; dann kehrte der Bräutigam leichteren Herzens, als er am Morgen ausgegangen war, in seine Wohnung zurück.

Als Ottilie sich in ihrem Zimmer allein befand,

saß sie noch lange in tiefes Sinnen verloren, ehe sie zu Bette ging.

„Zwei Schwiegermütter, das ist allerdings wahr," sagte sie zu sich, „denn die Großmutter Yvelinens ist fast eine Mutter für ihn ... und die Kinder könnten wohl lernen, mich zu hassen ... aber wenn es leicht wäre, würde kein Verdienst dabei sein! Und ich will ihn glücklich sehen! Ich habe ihn mit allen Wunden seiner Seele genommen, mit allen Schmerzen seines Herzens; meine Sache ist es, ihn davon zu heilen ... und wenn es nötig ist, daß meine Liebe ein Wunder vollbringe ... wohl, sie wird es vollbringen!"

IV.

Aus allen Fenstern der „Pinien" erstrahlte heller Lichterglanz an dem Oktoberabend, an welchem Richard Brice seine junge Gattin dort einführte.

Seine Mutter hatte es sich angelegen sein lassen, die großartigsten Vorbereitungen zu treffen. Sowohl aus Prunkliebe wie aus geschickter Berechnung hatte sie ihre ganze Verwandtschaft und die meisten ihrer Freunde zu dem Diner eingeladen, welches sie an diesem Tage den Jungvermählten gab, die von ihrer Hochzeitsreise zurückkehrten. Sie hatte sich gesagt, daß es für die junge Frau, wie für sie selbst bequemer sein würde, ihre und der Kinder Bekanntschaft inmitten einer zahlreichen Versammlung zu machen, welche die

Möglichkeit gegenseitiger Herzensergüsse auf eine spätere Zeit verschieben würde.

Ob wohl ein solcher Tag der Herzensergüsse zwischen der jungen Frau und ihrer Schwiegermutter je kommen würde? Die alte Dame war dessen nicht sicher, und nachdem sie sich zuerst gesagt hatte, daß sie von Anfang an jede Art einer Auseinandersetzung zu verhindern wissen würde, so fragte sie sich jetzt mit einem gewissen Unbehagen, ob sich denn niemals eine Gelegenheit bieten würde, ihrer Schwiegertochter ein für allemal die zahlreichen Dinge aufzuzählen, auf welche sie Verzicht leisten müßte.

Die beiden Damen hatten sich erst zwei Tage vor der Hochzeit kennen gelernt. Die Großmutter, ganz und gar eine Weltdame, hatte trotz ihres ungezähmten Despotismus alle ihre Pflichten auf das genaueste erfüllt, sie hatte es sogar Herrn Montaubray gegenüber gethan mit einer unmerklichen Schattierung von Ehrerbietung, welche ihr sofort das Herz des alten Abgeordneten gewonnen hatte. Niemals hätte man es deutlicher ohne Worte aussprechen können: „Ich würdige die Ehre ganz, welche Sie uns erweisen, mein Herr."

Ihrer Schwiegertochter gegenüber lag die Sache anders. Fräulein Ottilie sollte in den Augen der Mutter Richards bis zur Stunde ihrer Verheiratung nur eine geschickte Person sein, die sich zur Unzeit in das Leben des jungen Witwers eingedrängt hatte, und die man sehr wohl hätte entbehren können. Indessen war die alte Dame durchaus höflich, wobei jedoch ein

leichter Anflug von Herablassung ihre verschiedene Stellung kennzeichnete. Wenn nur Fräulein Ottilie keinen romanhaften und sentimentalen Charakter hatte!

In einer so gespannten Lage, wie es die ihrige war, hätte es kein schlimmeres Mißgeschick geben können, als eine zu Thränen geneigte Frau, die jammernd die Kinder ihres Mannes verlangen würde. Diese Befürchtung sollte sich aber nicht verwirklichen, wie Richards Mutter es bald mit einem gewissen Vergnügen erfahren sollte.

Beim Ausgang aus der Kirche war alles verändert! Die Stiefmutter der Kinder Richards konnte den ebenso bescheidenen wie berechtigten Wunsch äußern, sich die kleinen Wesen vorstellen zu lassen, in deren Leben thätig einzugreifen ihr für immer versagt war.

Die Großmutter war überrascht, keinen dahin gehenden Wunsch zu vernehmen; die wenigen Minuten eines unvermeidlichen Zusammenseins im Augenblick der Abreise der Ehegatten verstrichen unbenutzt, und Richard allein sagte, indem er den Wagen bestieg, einfach zu seiner Mutter: „Gib den Kleinen von uns einen Kuß!“

Ottilie hatte dem lächelnd zugestimmt, und so waren sie abgereist.

Die alte Frau Brice hätte sich auf dem Gipfel ihrer Wünsche befinden sollen; aber infolge einer der menschlichen Schwäche natürlichen Inkonsequenz, die vielleicht bei ihr besonders groß war, hatten sie dieses Schweigen und diese Zurückhaltung sehr unangenehm

berührt. War es möglich, daß die junge Frau, von ihrem Manne pflichtschuldig unterrichtet, stillschweigend auf die Ausübung der Rechte verzichtete, welche Richard so stürmisch für sie beansprucht hatte? War es eine stumme Verzichtleistung, eine freiwillige Entsagung? Aber dann, wie waren diese armen Kinder zu bedauern, die man so kurzer Hand beiseite schob, als ob niemand ihrer mehr bedurft hätte?

So erwartete Frau Brice, obgleich sie erkannte, daß sie hätte entzückt sein sollen, mit einer nervenaufregenden Angst den Augenblick, in welchem sie ihren Enkel Edmund dem kalten Kuß dieser Fremden würde aussetzen müssen. Vergebens bot Frau de la Rouveraye ihre ganze Gelassenheit auf, um die Ungeduld ihrer Freundin zu mäßigen.

In dem Augenblicke, da der Wagen, der die Gatten herbeiführte, vor der Thür hielt, drückte Richard die Hand seiner Frau.

„Mut, teure Ottilie,“ sagte er zu ihr, „wir werden einen guten Kampf kämpfen.“

„Ich bin gerüstet,“ erwiderte sie lächelnd.

Sie traten ein. In dem großen, hell erleuchteten Salon erwarteten die beiden Großmütter, jede ein Kind an der Hand, sie stehend. Als Edmund und Yveline ihren Vater erblickten, eilten sie sofort zu ihm. Er hob zuerst seinen Sohn auf seine Arme; als Yveline sich ihm näherte, stolperte sie und würde gefallen sein, wenn Ottilie sie nicht im Fluge aufgefangen und zu sich emporgehoben hätte.

Anfangs ein wenig erstaunt, betrachtete die Kleine die schönen Augen, welche ihr zulächelten, und bot zur Antwort ihre frischen Lippen dar. Ottilie empfing den Kuß und erwiderte ihn, dann legte sie das Kind in die Arme Richards, welcher sich ihr zugewandt hatte.

Alles das war so schnell geschehen, daß die beiden Großmütter keine Zeit gehabt hatten, ein Wort zu sagen, ja kaum eine Bewegung zu machen. Eine unvermeidliche Herzlichkeit trat an die Stelle der Verlegenheit der ersten Minute, und mit freundlichem Lächeln ging die Vorstellung vor sich.

„Ottilie," sagte Richard, „das ist mein Sohn."

Edmund hatte nicht die Hand seines Vaters losgelassen, an den er sich fest schmiegte; nun warf er auf seine Stiefmutter einen Blick voll Zorns und voll Schreckens.

Ottilie empfand diesen Blick, welcher aus den Augen des Kindes, die denen Richards so ähnlich waren, sie traf, wie einen Schlag. Jetzt blickte sie ihn auch an, und es war, als ob sie bis auf den Grund dieser jungen, irregeleiteten Seele dringen wollte. Der Kleine senkte die Augen und wich einen Schritt zurück, als ob er sich verbergen wollte.

„Ach," dachte die junge Frau mit einer tiefen Bitterkeit, „das würde nichts bedeuten, daß er mich haßt, aber man hat ihm auch schon beigebracht, es mir zu verhehlen."

Sie neigte sich dem Kinde zu, ergriff die kleine

eisige Hand und drückte einen Kuß auf die etwas schmale, aber hohe und reine Stirn. Edmund wich aufs neue zurück, dann wischte er seine Stirn mit dem Rockärmel ab.

„Mein Sohn," sagte Richard, welcher dies alles beobachtet hatte, während er mit seiner Mutter sprach; „gib meiner Frau einen Kuß, mein lieber Junge, es ist deine zweite Mutter, ich liebe sie, und du wirst sie auch lieben."

Edmund blieb unbeweglich.

„Nun, Edmund," mahnte die Großmutter, welche halb vor Ärger, halb vor Scham errötet war, „gib doch . . . der gnädigen Frau einen Kuß!"

„Drängen Sie ihn nicht, liebe gnädige Frau," entgegnete Ottilie mit ihrer wohlklingenden Stimme, „es ist viel besser, etwas länger zu warten, bis er es von selbst thut. Ich habe ihm einen Kuß gegeben, und das genügt mir für den Augenblick. Er weiß, daß ich ihn lieb habe, und er wird mich auch lieben . . ."

Die alte Frau Brice war still geblieben und wußte nicht, was sie sagen sollte. Frau de la Rouveraye kam ihr zu Hilfe.

„Ich glaube, liebe Frau Brice," sagte sie, „daß Sie gut thun würden, Toilette zu machen, ohne sich länger aufzuhalten. In einer halben Stunde werden unsere letzten Gäste da sein, und schon jetzt ist das Haus beinahe voll. Man erwartet Sie mit einer wahren Ungeduld."

„Ich werde in einem Augenblicke wieder unten sein,“ erwiderte Ottilie.

Richard führte sie herauf. Als sie allein waren, streckte er ihr die Arme entgegen und sagte zu ihr:

„So, das ist der Anfang; jetzt bist du in dem Getriebe gefangen.“

„Fürchte nichts,“ erwiderte sie. „Wenn ich nicht den Kummer scheute, den diese Dinge dir bereiten müssen, so würde ich mich nicht einen Augenblick dabei aufhalten; dessen kannst du sicher sein.“

Richard ging in sein Zimmer, wo er seinen treuen Jaffé fand. Während er seine Toilette vollendete, erzählte ihm der wackere Diener die kleinen Ereignisse, welche in seiner Abwesenheit vorgefallen waren. Mit keinem Worte gedachten sie der Veränderungen, welche die kürzlich geschehene Vermählung in den „Pinien“ herbeigeführt haben konnte. Da ließen drei ungestüme Schläge die Thür erdröhnen.

„Jaffé,“ ließ sich Edmunds Stimme vernehmen, „wo bist du?“

Auf ein Zeichen seines Herrn öffnete Jaffé, und der kleine Bursche trat ein.

„Du bist da, Papa?“ rief er etwas überrascht, „warum nicht in deiner Stube?“

„Diese wird fortan die meinige sein,“ erwiderte Richard, indem er den Knaben an sich zog.

„Und nebenan wohnt die Dame?“

„Welche Dame?“ fragte sein Vater, als ob er nicht recht verstanden hätte.

„Die Dame, welche mit dir gekommen ist ... meine ... Stiefmutter,“ stieß er hervor, als ob das Wort nur mit Mühe über seine Lippen ginge.

„Du sollst sie nicht deine Stiefmutter nennen, mein Sohn,“ sagte Richard, indem er ihn küßte, um den Vorwurf zu mildern, „es ist deine zweite Mutter, und du sollst sie Mama nennen.“

Der kleine Bursche schüttelte mehrere Male sehr energisch den Kopf; und als Richard sich anschickte, wieder zu sprechen, lief er hastig davon, geräuschvoll die Thür hinter sich zuwerfend.

„Was bedeutet das?“ fragte Richard, weniger, um sich zu unterrichten, als um sich zu sammeln.

„Das bedeutet, gnädiger Herr,“ erwiderte Jaffé, „daß, als der junge Herr vor zwei Monaten darum bat, ihn mitzunehmen, Sie auf ihn hätten hören sollen. Ich habe niemand anzuklagen, und die Angelegenheiten meiner Herrschaft gehen mich nichts an, aber ich möchte nicht, wenn ich einen Knaben hätte ... nun, glücklicherweise habe ich keinen, kurz, gnädiger Herr, der gnädige Herr kann darauf rechnen, daß es noch manche Nuß zu knacken geben wird. Da ist die weiße Kravatte des gnädigen Herrn! Und es ist eine hübsche Dame, die Frau Gemahlin des gnädigen Herrn, und sie sieht ganz wie eine ausgezeichnete Dame aus, aber sie wird auf ihrer Hut sein müssen, da ihr noch die anderen Großmütter ..., nicht wahr? Da wird es so aussehen, als ob alles von selbst ginge, aber der gnädige Herr wird doch auf seiner Hut sein müssen,

weil Fräulein Yveline noch zu jung ist, um zu verstehen; aber im Grunde wird es drüben genau dasselbe sein, nur mit mehr Milde, soweit es sich von außen sehen läßt."

Nach dieser denkwürdigen Rede wurde Richards Toilette ohne weiteren Zwischenfall bald beendet.

Das Diner war sehr glänzend. In der ganzen Umgegend hatte die Vermählung Richard Brices die lebhafteste Neugierde erregt. Nicht nur war die Familie Brice die erste des Landes, sondern die Stellung Richards als Abgeordneter setzte ihn auch in Beziehung zu den hervorragendsten Persönlichkeiten des Departements. Sein Entschluß, sich wieder zu verheiraten, erschien daher fast wie ein Ereignis, und sofort hatten sich zwei Lager gebildet, fast alle Männer — braucht man es noch zu sagen? — billigten Richards Schritte, und fast alle Frauen tadelten Ottilie.

Die Schönheit und die Überlegenheit der jungvermählten Frau brachten nicht sofort die ganze Wirkung hervor, welche man davon hätte erwarten können, das heißt, sie machten ihr weniger Feindinnen, als man hätte denken sollen. Es gibt eine Schönheit und Überlegenheit, die allerdings herausfordern, diese treten in einer geräuschvollen, gebieterischen Form auf, welche zum Widerstande reizt. Andere dagegen, und es sind nicht die unbedeutendsten, werden kaum beachtet; auf die Länge wird man ihren Reiz empfinden, ja, man wird sich unmerklich nach und nach ihnen unterwerfen und nicht mehr von ihnen loskommen, aber im ersten

Augenblick könnte man sich versucht fühlen zu glauben, daß man bloß eine gewöhnliche Persönlichkeit vor sich hat, die nur ein wenig hübscher, ein wenig liebenswürdiger ist als das Mittelmaß.

Ottilie hatte wohl die Gehässigkeit vorausgefühlt, welche sie zu bekämpfen haben würde; auch hatte sie sich zur Regel gemacht, alles zurücktreten zu lassen, was in ihr zu glänzend erscheinen konnte. Sie konnte allerdings ihre Schönheit nicht vermindern, aber sie konnte, anstatt sie hervortreten zu lassen, ihren Glanz abschwächen, ebenso wie sie entschlossen war, mehr zuzuhören als selbst zu sprechen. Dieser Plan, dessen Durchführung ebenso viel Weisheit als Selbstverleugnung verlangte, gelang vortrefflich.

„Was, weiter ist das nichts!“ sagten sich die Frauen, „man kann ohne Mühe besser Toilette machen und schöner und geistvoller sein.“

Von denen, die sich auf ihre Schönheit etwas einbildeten, bis zu den einfachen Blaustrümpfen, welche mit ihren Kenntnissen prunkten, wiederholte jede, daß die junge Frau Brice weder die schöne noch die bedeutende Frau sei, welche man angekündigt hatte. Die Männer, welche scharfsichtiger waren, wußten das Gegenteil; aber sie wohnten den Damengesellschaften nicht bei, und ihre Meinung konnte von keinem Gewichte sein; stießen die Ansichten einmal aufeinander, wie es wohl in der Verborgenheit des häuslichen Herdes geschah, so änderten diese Zusammenstöße nichts an der Sache.

Die alte Frau Brice wurde sehr gepriesen, daß sie ihrer Schwiegertochter einen so schönen Empfang bereitet, Frau de la Rouveraye noch mehr, weil sie ihre berechtigtsten Gefühle zum Schweigen gebracht hatte. Beide hatten viel Takt bewiesen, weil sie es verstanden, daß ein Abgeordneter nicht Witwer bleiben kann. Wie sollte er Diners und Abendgesellschaften geben? Und gab es nicht tausend Anlässe in seinem socialen und politischen Leben, wo die Abwesenheit einer Frau sich höchst peinlich fühlen ließ? Als man von dem ausgezeichneten Diner der Frau Brice nach Hause ging, erhob das ganze Departement die gesamte Familie in allen ihren Verzweigungen in den Himmel. Jaffé allein war keineswegs zufrieden, aber da er keinem etwas davon sagte, hatte er auch keine Gelegenheit, sich zu streiten.

V.

Das junge Ehepaar blieb bei diesem ersten Besuche nur kurze Zeit im Hause der alten Frau Brice. Sie hatten sich überhaupt vorgenommen, öfters nach den „Pinien" zu gehen, aber dort nie länger als achtundvierzig Stunden zu bleiben, wenigstens bis zur Rückkehr des Frühlings; so, meinten sie, würden sich manche Schwierigkeiten beseitigen lassen, und Edmund würde häufig mit ihnen zusammen sein können.

Der kleine Bursche wurde ziemlich schnell wieder

so vertraut und liebevoll gegen seinen Vater, wie er es früher gewesen war. Sobald er ihn allein sah, lief er auf ihn zu, überhäufte ihn mit tausend Fragen, zog ihn zärtlich an sich und liebkoste ihn; aber sobald Ottilie erschien, wurde er wieder ganz schweigsam. Nachdem ihm sein Vater einige Male dies Benehmen streng verwiesen hatte, unterließ er es wenigstens, beim Anblick seiner Stiefmutter fortzulaufen. Er blieb bei ihnen, aber war so verschlossen und verdrießlich, daß Ottilie selbst darum bat, ihm die Freiheit zu lassen.

Edmund machte indes von der Erlaubnis, sich zu entfernen, keinen Gebrauch, er blieb bei seinen Eltern, aber war stumm und zurückhaltend, hörte ihren Gesprächen mit einer über sein Alter hinausgehenden Aufmerksamkeit zu, legte sich auf seine Weise die meist unrichtig verstandenen Worte aus und schadete durch diese schlecht angewandten Bemühungen entschieden seinem Kindessinn, der bereits unmerklich und fast unbewußt durch den Einfluß seiner Großmutter in eine falsche Bahn geleitet war.

Ottilie hatte mit ihrem zarten Takt alles das rasch bemerkt, aber wie sollte sie davon mit ihrem Manne sprechen, ohne das Gesetz der Vorsicht und der Liebe, das sie sich auferlegt hatte, zu übertreten? Vor allem hätte sie nicht mit dem geringsten Worte die Liebe, welche Brice für seine Mutter hegte, antasten mögen. Mochte ihm von anderer Seite Licht kommen. Aber sie wollte alles aufs strengste vermeiden, was einen Konflikt hätte heraufbeschwören können.

Auf der anderen Seite fühlte Richard, obgleich er sich die größte Mühe gab, die Dinge im besten Lichte zu sehen, wenn nicht alles, so doch ein gut Teil von dem, was seine Frau litt. Er liebte sie deshalb um so mehr und umgab sie mit einer um so rührenderen Zartheit und Achtung, und dennoch hätte er alles — nur sein geliebtes Weib nicht — gern geopfert, wenn er die Augen hätte gänzlich verschließen und aus dieser zweideutigen Situation herauskommen können.

Männer, die sehr beschäftigt sind, und deren Geist unaufhörlich arbeitet, haben eine große Scheu vor häuslichen Zwistigkeiten, welche sie geneigt macht, alles beim alten zu lassen und nichts zu ändern, obgleich sie die ersten sind, die darunter leiden. Es scheint ihnen, daß der gegenwärtige Zustand, so peinlich und gefährlich er sein mag, dennoch dem Ungewissen, welches aus einer Veränderung hervorgeht, vorzuziehen sei. Ohne sich dessen bewußt zu sein, teilte Richard diese Lebensanschauung, aber er war zu verständig und zu ehrlich, als daß er nicht gehandelt hätte, sobald es notwendig war. Ein Anlaß dazu bot sich bald dar.

Die ersten Blätter begannen auf den Linden hervorzusprießen, als Edmund, der im Laufe des Winters immer unbändiger geworden war, ernstlich den Unwillen seines Vaters auf sich zog. Der Knabe stand in seinem achten Lebensjahre, und der Geistliche des Ortes, welcher es unternommen hatte, ihm einen Vor-

geschmack der Wissenschaft beizubringen, konnte damit nicht fertig werden.

Richard hatte verlangt, daß sein Sohn, welcher bereits lesen und schreiben konnte, vom siebenten Jahre an neben seiner Muttersprache auch Lateinisch und ein wenig Arithmetik treiben sollte. In der Theorie war dies gewiß sehr vernünftig, und die alte Frau Brice, welche sehr stolz auf ihren Enkel war, hatte dem ohne Rückhalt zugestimmt. In der Praxis war aber der kleine Bursche ganz und gar unlenkbar. Nachdem er in den ersten Stunden durch das geistliche Gewand seines Lehrers ein wenig im Zaun gehalten worden war, respektierte er ihn nach Verlauf von drei oder vier Monaten ebenso wenig wie seine Großmutter. Der vortreffliche Mann hatte in seiner großen Milde und Nachsicht bisher sich nicht beklagen mögen, aber als nun Richard sich nach den Fortschritten seines Sohnes erkundigte, mußte er ihm doch antworten, daß von solchen überhaupt nichts zu spüren sei.

Richard war kein Freund von gewaltthätigen Maßregeln, wenn er irgendwie anders sein Ziel erreichen konnte. Er wollte sich deshalb persönlich einen genauen Einblick in die Sachlage verschaffen, da er hoffte, daß die Verwirrung Edmunds, wenn er in seiner Gegenwart examiniert würde, dazu beitragen möchte, dem kleinen Burschen einen heilsamen Schreck einzujagen.

Er fand indes in seinem Sohne eine solche Dreistigkeit, eine solche kecke Verachtung alles dessen, was

nicht er selbst war, daß sein väterlicher Stolz davon aufs schmerzlichste berührt wurde. Edmund schien gar nicht zu ahnen, daß man dem Studium gegenüber anders handeln könne, als er es gethan hatte; höchstens zeigte er etwas Verlegenheit, als ihm sein Verhalten gegen seinen Lehrer vorgeworfen wurde. Gehörig ausgescholten, befleißigte er sich fortan eines angemessseneren Betragens, aber er machte darum nicht mehr Fortschritte.

Richard wandte sich darauf an seine Mutter und beschwor sie, ihm das Kind zurückzugeben, um es im elterlichen Hause von tüchtigen Lehrern unterrichten zu lassen. Er hütete sich wohl es auszusprechen, aber seine Überzeugung war, daß Edmund einmal der großmütterlichen Verwöhnung entzogen und einer gesunden Erziehung unterworfen, sich bald eben so ernst wie andere Knaben an die Arbeit machen würde.

Frau Brice nahm die Vorstellungen ihres Sohnes sehr übel auf.

„Wir waren doch übereingekommen,“ bemerkte sie, „hierüber nicht wieder zu sprechen. Du erinnerst dich wohl noch, was ich dir antwortete, als du mir deine Absicht mitteiltest, dich wieder zu verheiraten. Ich erwartete, daß du soviel Takt haben würdest, auf einen so heiklen Punkt nicht zurückzukommen, und es thut mir wirklich leid, daß du die liebenswürdige Aufnahme, welche wir alle deiner Frau bereitet haben, nicht besser zu vergelten weißt!“

Richard hielt sich noch nicht für geschlagen. Er

beharrte auf seinem Stücke. Das Ergebnis war eine sehr lebhafte Scene, in welcher die Mutter ihm schließlich mit Enterbung drohte.

„Ach, Mutter," rief der Abgeordnete, „möchte es Gott gefallen, daß es mir durch das Opfer deines Besitzes möglich würde, unsere Meinungsverschiedenheit auszugleichen! Deine Güter gelten mir nichts im Vergleich zu dem, was es mich kostet, daß du so hartnäckig deine und meine wirkliche Pflicht nicht verstehen willst. Nicht vor deinem Zorne fürchte ich mich, aber wohl vor deinem Kummer! Und sei überzeugt, daß der Gedanke allein, dir durch den Gebrauch meiner Rechte Thränen auszupressen, mir eine für den Augenblick unüberschreitbare Schranke entgegenstellt."

„Für den Augenblick?" wiederholte Frau Brice, indem sie ihre lebhaften Augen auf das erregte Gesicht ihres einzigen Sohnes heftete; „da behältst du dir also die Zukunft vor?"

„Ich behalte sie mir vor," antwortete Richard, indem er sich achtungsvoll verneigte; dann aber fuhr er mit unerbittlich festem Tone fort: „An dem Tage, an welchem das sittliche Wohl des Knaben es unbedingt fordern würde, würde ich — selbst auf die Gefahr hin, dir zu mißfallen, zu seinem Besten zu handeln wissen."

Frau Brice verließ den Salon, in welchem diese Unterredung stattgefunden hatte, und Richard befahl anzuspannen. Er reiste ab, ohne sie wiedergesehen zu

haben, und kehrte mit zerrissenem Herzen nach Paris zurück.

„Wir haben uns getäuscht," sagte er zu seiner Frau. „Wir hatten auf die Zeit gerechnet, aber die Zeit streitet auch wider uns. Meine Mutter hängt sich mehr und mehr an ihren Enkel, ja, sie wird mehr und mehr seine Sklavin, und ich sehe die schlimmsten Folgen voraus."

Ottilie versuchte, ihren Mann wieder aufzurichten und gelangte durch ihre Heiterkeit und durch die Weisheit ihrer Begründungen dahin, ihm den Gedanken an eine nahe Zukunft lieb zu machen, in der Edmund, in das Lyceum eingetreten, einer Disciplin unterworfen sein würde, welche das Schlimme, was eine ungeregelte Erziehung etwa in ihm großgezogen hätte, glücklich umgestalten könnte.

Richard drängte für den Augenblick seine Besorgnisse zurück und stürzte sich um so eifriger in die Arbeiten, welche den besten Teil seiner Zeit in Anspruch nahmen. So beschäftigt und im Besitze seiner Frau, welche er von Tag zu Tag um ihrer Schönheit wie um ihrer Tugenden willen mehr und mehr liebte, hätte er vollkommen glücklich sein können, wenn er auch nur einen Augenblick den Gedanken an seine Kinder hätte loswerden können. Yveline beschäftigte ihn weniger als Edmund. Sie war ja viel jünger, und für den Augenblick konnte man an nichts anderes denken, als sie heranwachsen und von Tag zu Tag anmutiger werden zu sehen. Er seufzte oft, wenn er daran dachte,

daß diese köstliche Blume, die Freude seines Herzens und seiner Augen unter einem anderen Dach, als unter dem seinen erblühte, aber er wußte sie so glücklich in der freien Luft des Landlebens, daß er sich zufrieden gab, wenn er nur zuweilen zu ihr gehen und sie in seine Arme schließen konnte.

Ottilie begleitete ihn fast immer bei diesen mehrstündigen Besuchen; es war für sie ein schmerzliches Opfer, und nur, indem sie ihre ganze moralische Kraft aufbot, konnte sie es vollbringen, ohne daß etwas von dem, was ihre Seele bewegte, zu Tage trat. Aber sie that es aus Liebe zu ihrem Mann; für ihn würde sie jedes Kreuz auf sich genommen haben.

Frau de la Rouveraye hatte vom ersten Tage an der jungen Frau gegenüber eine liebenswürdige Haltung angenommen, welche zwischen beiden eine unübersteigliche Kluft bildete. Edmund war feindlich gesinnt, und es gehörte wenig Scharfsinn dazu, um zu erraten, daß Frau Brice von seiner Stiefmutter nur mit einer schlechtverhehlten Bitterkeit zu sprechen pflegte; aber Frau de la Rouveraye war höflich und eisig zugleich wie die Oberfläche eines Spiegels. In ihr konnte man niemals eine böse Absicht argwöhnen, dazu war das Auftreten der kleinen Yveline immer ganz angemessen und artig. Es war durchaus unmöglich anzunehmen, daß sie gegen ihre Stiefmutter beeinflußt wurde; es war vielmehr augenscheinlich, daß dieselbe niemals von ihr mit der Kleinen sprach. Für das Kind, so jung es auch war, waren die Damen der

Umgegend, Bekannte und Verwandte, alles Freundinnen. Sie kannte sie und scherzte mit ihnen. Frau Ottilie war dagegen in den Augen Yvelinens immer die Dame, welche sie zum erstenmale in den „Pinien" gesehen hatte, das heißt, eine Fremde, an welcher sie nichts interessieren konnte. Frau de la Rouveraye war viel zu liebreich, um von ihrem Nächsten Übles zu sagen; sie sagte gar nichts von ihm, aber es gibt ein gewisses Schweigen, das schlimmer ist als eine Verurteilung, gegen die man sich verteidigen kann. Ottilie wurde durch dieses Stummsein nicht zum Tode verurteilt — denn das setzt eine vorherige Existenz voraus — sondern zu einem ewigen Nichts.

Das war es, was die Besuche in La Rouveraye für die junge Frau Brice so peinlich machte. In den Augen Yvelinens immer denselben, etwas überraschten Ausdruck zu finden, einen Kuß auf diese gleichgültige Stirn zu drücken und sie zu ihren Spielen zurückkehren zu sehen mit der selbstsüchtigen Sanftmut eines Kätzchens, das einen Augenblick seine Sprünge unterbrochen hat, das war jedes Mal ein Dolchstoß für die arme junge Frau. Ihr Mann fühlte das nicht so sehr wie sie; daran gewöhnt, an seinen Sohn nur mit einer stummen Aufregung zu denken, empfand er die vollkommene Gleichmäßigkeit der Beziehungen zu Frau de la Rouveraye wie ein Ausruhen, welches ihn optimistisch stimmte. Hier lernte Ottilie zum erstenmale, daß auch die liebevollste und vertrauensvollste Frau sich veranlaßt sehen kann, ihrem Mann zuweilen ihre Ge-

danken zu verbergen. Da eine unvorsichtige Äußerung über den Empfang Frau de la Rouverayes bei Richard eines Tages einen Schatten von Mißstimmung heraufbeschworen hatte, die in einem verlängerten Schweigen sich äußerte, war Ottilie entschlossen, niemals auf diesen Punkt zurückzukommen. Sie hatte zu große Angst vor der Zukunft, als daß sie sich nicht hätte bemühen sollen, um jeden Preis die Freuden der Gegenwart zu erhalten. Sie liebte ihren Mann so sehr, wie man nur hienieden lieben kann, sie liebte ihn in allen ihren Gedanken, in allen ihren Handlungen; sie war stolz auf ihn, und mit jener rührenden Selbstverleugnung der Frauen, welche wahrhaft lieben, vergaß sie ganz, was sie selbst war, und dachte nur daran, ihm dafür zu danken, daß er sie berufen, sein Leben zu teilen. Richard würdigte vielleicht diese ausgesuchte Zartheit nicht genug, es war nicht seine Schuld, sondern die seines Lebens; seine erste Frau hatte ihn zu sehr geliebt. Da er sie aber selbst nicht liebte, hatte er sich damit begnügt, alles zu empfangen, was sie ihm darbot, ohne sich verpflichtet zu fühlen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Ottilie, die ihn noch mehr liebte, war von derselben völligen Hingabe beseelt. Er liebte sie auch zärtlich, er war stolz auf seine reizende Frau, aber er wußte nicht, daß sie ihn hätte weniger lieben, oder richtiger: weniger verziehen können, und daß sie dadurch mehr Klugheit gezeigt hätte.

Man könnte diese kleinen Dinge mit Falten von Rosen-

blättchen vergleichen, aber auch Rosenblättchen können eine zarte Haut verletzen, wenn sie immer dieselbe Stelle berühren; und diese kleinen Schatten eines sonst so glücklichen Lebens waren es, welche ein wenig Schwermut in die große Seele Ottiliens warfen. Ihre Schwermut war allerdings keine Feindin für sie, obgleich sie sehr verschieden war von der Frau de la Rouverayes, die aus einem sozusagen physischen Bedürfnis bestand, sich rühren zu lassen und zu seufzen. In den Stunden, in welchen Fräulein Montaubray den Gedanken an Richard Brice, damals den Ehegattten einer anderen, hatte gewaltsam unterdrücken müssen, hatte sie die Traurigkeit und die Entsagung kennen gelernt, aber damals waren es geliebte, stets willkommene Gefährtinnen, welche ihr helfen mußten, ihre einsamen Jahre zu durchleben. Jetzt hielt sie ihren Traum verwirklicht in ihren dankbaren Händen, und es wäre härter gewesen, wieder in das graue Einerlei der Ungewißheit zurückzufallen.

Inzwischen war sie tapfer und besonders sehr klug; sie sagte sich, daß das Leben lang sei, und daß man mit sechsundzwanzig Jahren nicht verzweifeln dürfe. Ihr Mann liebte sie. So es Gott gefiel, würde er sie immer lieben; denn sie war sich bewußt, seiner Zuneigung nicht unwürdig zu sein. Gegen ihre kleinen Leiden härtete sie sich ab; gegen die liebenswürdige Kälte der Frau de la Rouveraye wappnete sie sich mit höflicher Zurückhaltung und wartete. Die Freundschaft aber derjenigen, welche ihren Wert kannten, und

die allgemeine Bewunderung der Gesellschaft, durch die sie sich jedoch nicht berauschen ließ, halfen ihr äußeres Leben angenehm und reizvoll zu gestalten.

VI.

Drei Jahre waren vergangen. Frau Brice hatte sich endlich notgedrungen entschlossen, für ihren Enkel eine Erzieherin zu engagieren.

Es war eine sehr kluge ältere Dame, welche sich die schwierige Aufgabe gestellt hatte, kleine Knaben für das Lyceum vorzubereiten. Sie hatte schon manchen Erfolg darin gehabt und war wohl manchem Erzieher überlegen, wenn es sich darum handelte, die Vorstudien der jungen Erben aus großen Familien zu vollenden. Dieser wohlverdiente Ruf hatte die Aufmerksamkeit der alten Frau Brice auf sie gelenkt, da sie mit dem sehr wilden Knaben nicht länger allein fertig werden konnte.

Etwa achtzehn Monate gelang der neue Erziehungsversuch ganz leidlich, dann fiel der Barometer in den „Pinien", um nicht wieder zu steigen. Auf seiten der Erzieherin hörte das Schelten nicht auf, auf seiten Edmunds folgte ein Zornesausbruch dem anderen, und es war leicht vorauszusehen, daß derselbe, zum Jüngling herangewachsen, völlig unlenksam sein würde. Zu verschiedenen Malen hatte Richard eingreifen müssen;

seine Gegenwart allein genügte, um die Ruhe wieder herzustellen und Edmund zu seiner Pflicht zurückzuführen, denn der Knabe liebte seinen Vater mit einer rührenden Begeisterung. Nichts war so schön, nichts war so gut wie sein Vater; dagegen zogen sich bei dem bloßen Namen von Frau Richard Brice seine Augenbrauen zusammen, und sein Gesicht zeigte einen harten Ausdruck. War denn seine Stiefmutter nicht daran schuld, daß er nicht bei seinem Vater leben durfte? Gegen diese Überzeugung, welche der Knabe ganz allein gewonnen hatte, gab es keinen Einspruch, denn der einzige, welcher ihn eines Besseren hätte belehren können, der treue Jaffé, war von der Erzieherin in bester Absicht allmählich immer mehr und mehr von seinem jungen Herrn entfernt und der Gelegenheiten beraubt worden, mit ihm wie in früheren Zeiten zu plaudern. Auch die alte Frau Brice hatte zu seiner Fernhaltung beigetragen. Allerdings schätzte sie Jaffé sehr hoch, da sie ohne ihn nie mit der Verwaltung ihres Gutes hätte fertig werden können; aber sie kannte den Freimut seiner Sprache, der durch die ausgesuchte Höflichkeit seiner Redewendungen, wenn er etwas besonders Unangenehmes zu sagen hatte, um so wirksamer war, und ein instinktives Gefühl ließ sie diesen Freimut für ihren Enkel fürchten.

Eines Tages, gegen Ende des September, als Ottilie eben von einem Besuche bei ihrem Vater zurückgekehrt war, wurde ihr Jaffé von der Kammerfrau gemeldet.

„Es ist der Diener aus den „Pinien", welcher sofort mit dem gnädigen Herrn sprechen will," sagte sie.

Da Richard abwesend war, befahl Ottilie, ihn in die Bibliothek zu führen.

„Was gibt es, Jaffé?" fragte sie ihn, „ist Frau Brice krank? . . . oder Edmund?"

„Nein, gnädige Frau," antwortete Jaffé, „die Gesundheit ist allerseits gut, nur mit dem Charakter will es nicht recht gehen. Frau Brice schickt mich, um den gnädigen Herrn zu holen."

„Was soll er denn thun?"

„Er soll den jungen Herrn zur Vernunft bringen, und diesmal ist es sehr ernst."

Ottilie unterdrückte eine leichte Bewegung der Unruhe. Gewöhnlich war ihr Mann brieflich benachrichtigt worden und in schonenden, mildernden Ausdrücken, welche die Streiche seines Sohnes entschuldigten.

„Haben Sie keinen Brief?" fragte sie.

„Nein, gnädige Frau, Frau Brice war so zornig, daß ihre Hand zitterte, und sie nicht im stande war zu schreiben. Sie konnte mir nur zurufen: ‚Setze dich auf die Eisenbahn und erzähle meinem Sohne, was geschehen ist.' Ist der gnädige Herr nicht zu Hause?"

„Er wird erst morgen früh zurückkehren."

„Ich will ihn erwarten; wenn wir den Expreßzug nehmen könnten . . . ."

Er blickte Ottilie mit seinen guten, treuen braunen

Augen prüfend an und sagte dann, nachdem er einen Augenblick überlegt hatte:

„Ich will es der gnädigen Frau sagen, vielleicht wird der gnädige Herr weniger ärgerlich sein, als wenn ich es ihm selbst sagte. Ich habe wohl bemerkt, daß die gnädige Frau den Kleinen lieb hat."

„Ja, Jaffé," versicherte Ottilie, indem sie seinen freundlichen Blick erwiderte, „ich habe ihn lieb . . ."

„Nun, dann will ich es sagen ... heute während der Stunde hat der junge Herr seine Erzieherin geohrfeigt."

„Was sagen Sie!" rief Ottilie, die ihren Ohren nicht traute.

„Er hat seine Erzieherin geohrfeigt, — er hat ihr einen Schlag ins Gesicht gegeben, und dann ..."

Ottilie sah sehr ernst aus; Jaffé fuhr fort, indem er die Stimme senkte.

„Und als die gnädige Frau ihn deshalb tadelte, — allerdings behandelte sie ihn sehr derb, und es war wohl schwer anzuhören ..."

„Nun?" drängte Ottilie, welche ganz blaß geworden war.

„Er hat auch gegen sie die Hand erhoben ... er hat sie nicht geschlagen, glücklicherweise nicht, gnädige Frau ... denn Frau Brice ist jähzornig, und ich weiß nicht, was sie gethan hätte!"

Ottilie starrte ganz bestürzt vor sich hin, und es war ihr, als ob sie im Geiste deutlich den Knaben

und die Großmutter erblickte, die sich Auge in Auge schauten, beide gleich leidenschaftlich erregt.

„Und dann?“ hub sie nach einem Augenblicke wieder an.

„Dann hat der junge Herr sich auf sein Zimmer geflüchtet und sich dort eingeschlossen. Seitdem hat er nichts gegessen und allen Bitten, herauszukommen, widerstanden.“

Ottiliens Gesicht sah so bestürzt aus, daß Jaffé sich beeilte hinzuzufügen:

„Ich habe ihn gesehen, gnädige Frau. Ich bin gegenüber seinem Fenster auf einen Baum im Garten gestiegen, und von dort aus habe ich ihn gesehen.“

„Was that er?“

„Er saß an seinem Arbeitstisch und schrieb. Es mag wohl an seine Großmutter gewesen sein oder vielleicht auch an den gnädigen Herrn. Darauf bin ich abgereist.“

„Und wenn ihm ein Unglück passierte?“ fragte Ottilie ganz leise, als ob sie es nicht wagte, ihre Besorgnisse sich selbst zu gestehen.

„Man behält ihn im Auge, gnädige Frau. Es steht immer einer an seiner Thür und einer auf dem Baum mit einer Glocke, die er läuten soll, sobald sich etwas Beunruhigendes zeigt. Man hat seine Jalousieen von außen festgemacht, so daß er sie nicht herunterlassen kann. Er hat Licht in der Stube, und man paßt fortwährend auf, und dann,“ fügte er ganz

leise hinzu, „hat er weder ein Messer noch eine Pistole ...“

Sie wechselten bei diesen Worten einen entsetzten Blick. Sie hatten beide denselben Gedanken gehabt. Dieser stolze Knabe von elf Jahren konnte in seiner Wut über die empfangene Demütigung sich selbst ein Leides anthun. Ottilie schauderte und bedeckte ihre Augen mit der Hand.

„Wenn ich es wagte,“ sagte sie endlich, „würde ich sofort hingehen.“

„Es geht heute abend kein Zug mehr,“ erwiderte Jaffé, „sonst würde ich die gnädige Frau gern hinbegleitet haben.“

„Dann werden wir morgen mit dem ersten Zuge fahren; ich werde meinen Mann schriftlich von dem Vorgefallenen unterrichten.“

Nach einer schlaflosen Nacht, in welcher auf der armen Ottilie das Gewicht ihrer großen Verantwortlichkeit schwer lastete, reiste sie ab. Jaffé hatte in der Absicht, seinen Herrn zurückfahren zu können, den Wagen auf der Station von Laroche zurückgelassen, und der durch ein Telegramm benachrichtigte Groom erwartete sie mit der bereitgehaltenen Equipage.

Die Fahrt schien kein Ende zu nehmen, endlich tauchten die „Pinien“ bei der letzten Wegbiegung auf, und Ottilie überschritt zum erstenmale allein die Schwelle des Hauses ihrer Schwiegermutter.

Frau Brice war bei dem Geräusch der Räder heruntergekommen. Als sie ihre Schwiegertochter erblickte, war sie sehr überrascht und zwar keineswegs angenehm. Ihre gezwungene Haltung, ihr kalter Blick schienen zu sagen: „Was hast du hier zu thun?“

„Mein Mann ist verreist,“ sagte Ottilie, „er wird erst in einigen Stunden hier sein können, deshalb bin ich allein gekommen.“

„Sehr liebenswürdig von Ihnen,“ erwiderte Frau Brice in einem Tone, der gerade das Gegenteil dessen ausdrückte, was sie sagte, „aber es ist alles wieder in Ordnung, und wir sind vollkommen ruhig. Wollen Sie nicht ablegen?“

Ottilie nahm ihren Hut und Reisemantel ab unter dem Eindrucke, daß sie soeben einen bedeutenden Fehlgriff gethan habe, einen jener Fehler, welche verblüffend wirken, und deren Erinnerung noch nach vielen Jahren uns die Röte der Demütigung ins Gesicht treibt.

Nachdem sie ihre Sachen dem Diener gereicht hatte, wußte sie nicht, was sie thun sollte.

Frau Brice ging ein paarmal auf und ab, rückte hier und da, an diesem und jenem Gegenstande, dann entschuldigte sie sich und kehrte in das erste Stockwerk zurück, ohne Ottilie anzubieten, sie zu begleiten oder in das Zimmer zu gehen, welches sie bei ihren früheren Besuchen bewohnt hatte.

Diese Verletzung der Höflichkeit, welche vielleicht nicht ganz absichtlich war — denn Frau Brice war

trotz ihres anscheinend so gefaßten Benehmens beim Empfang sehr weit davon entfernt, ruhig zu sein — brachte Ottilie vollends außer Fassung. Sie blickte mechanisch um sich, überlegte, daß ihr Mann, so sehr er sich auch beeilte, nicht vor einigen Stunden ankommen könnte, und sagte sich, daß diese Stunden die längsten ihres Lebens sein würden. Der Morgen war noch nicht weit genug vorgerückt, daß sie auf das zweite Frühstück hätte rechnen können, um die Zeit abzukürzen, und Ottilie bedauerte lebhaft, daß sie sich durch ihren großherzigen Eifer zu der Reise nach den „Pinien" hatte bewegen lassen.

Um ihre Enttäuschung zu überwinden, wie auch um Nachricht zu erhalten, ging sie in den Garten hinab und lenkte ihre Schritte nach den Nebengebäuden. Jaffé sandte soeben vorsichtigerweise den Phaeton nach Laroche, damit sein Herr ihn dort fände, wenn er mit dem Schnellzuge ankäme. Als er Ottilie sah, kam er auf sie zu.

„Alles geht gut," sagte er zu ihr im flüsterndem Ton, „er ist gegen neun Uhr abends so fest eingeschlafen, daß man das Schloß an seiner Thür hat abschrauben können. Beim Erwachen hat er seine Großmutter am Fuß des Bettes erblickt; sie haben sich umarmt, und alles ist wieder in Ordnung. Ich glaube, daß die gnädige Frau sich sehr ärgert, nach Herrn Richard geschickt zu haben und sich noch mehr ärgert . . ."

Er hielt inne, indem er seine galonnierte Mütze

in der Hand drehte, da er sicher war, verstanden zu sein.

„Jaffé,“ sagte Ottilie, „benachrichtigen Sie den Kutscher, daß ich den Phaeton benutzen werde. Ich will meinem Mann entgegenfahren.“

„Was wird aber Frau Brice sagen?“ fragte der treue Diener.

„Mein Mann wird es ihr erklären, wie es ihm gut scheint,“ erwiderte Ottilie, „holen Sie mir jetzt meinen Mantel und Hut aus dem Vorsaal.“

Jaffé eilte fort und kam sogleich mit den Sachen zurück.

„Sie werden Frau Brice sagen, daß ich meinem Manne entgegengefahren bin,“ befahl Ottilie, indem sie ihren Hut aufsetzte.

Jaffé rief den Stallknecht herbei.

„Du wirst der gnädigen Frau sagen, daß Frau Richard dem gnädigen Herrn entgegengefahren ist,“ wies er ihn an, „ich werde die Ehre haben, die gnädige Frau nach der Station zu fahren.“

„Gut!“ bestätigte Ottilie.

Zwei Minuten später fuhr Jaffé nach dem Bahnhofe ab.

Ottilie, die an seiner Seite saß, sann darüber nach, wie gefährlich es sei, sich durch Gutherzigkeit hinreißen zu lassen, und weder sie noch ihr Begleiter schienen zum Sprechen aufgelegt. Endlich ergriff Jaffé das Wort.

„Ich bedaure sehr, die gnädige Frau gebeten zu

haben, nach den ‚Pinien‘ zu kommen,“ sagte er mit der Überfülle rednerischer Umschweife, welche seine wichtigen Reden charakterisierte. „Wenn ich es hätte voraussehen können, daß die Sache so einfach endigen würde, würde ich mir nicht gestattet haben, die gnädige Frau zu belästigen. Ich würde mich selbst nicht einmal bemüht haben. Und besonders, wenn ich hätte denken können, daß Frau Brice den jungen Herrn nicht hat sehen lassen wollen. Freilich, ich hätte es mir denken können, denn ich kenne wohl . . . .“

Er sagte nicht, welches die Person oder die Sache war, welche er so gut kannte, aber er schwieg einen Augenblick. Ottilie erwartete die Fortsetzung.

„Ich kenne ihn von seiner Geburt an, den jungen Herrn Edmund, und ich kenne sowohl seine guten Eigenschaften — er hat solche wirklich und nicht wenige — wie seine Fehler, woran es ihm auch nicht fehlt. Er ist, wenn die gnädige Frau es mir gestatten will, auszusprechen, ein wahrer Hitzkopf. Frau Brice ist ihm sehr ähnlich, und überdies ist er sehr zum Nachtragen geneigt, wie Herr Richard, welcher bei all seinen ausgezeichneten Eigenschaften nur dann verzeiht, wenn er es muß. Ich hatte geglaubt, daß es diesmal länger dauern würde; ich habe mich getäuscht, und ich muß die gnädige Frau sehr um Verzeihung bitten.“

Ottilie sagte nichts; um alles in der Welt hätte sie Jaffé nicht ausfragen mögen, und doch hatte sie, indem sie ihm zuhörte, das Gefühl, eine Pflicht zu erfüllen.

„Es ist Frau Brice, welche nachgegeben hat,“ hub Jaffé wieder an, „sonst würde die Sache noch nicht beendet sein. Wenn unser junger Herr seinen Kopf aufsetzt, so ist es immer seine Großmutter, welche nachgibt. Hätte man mir das gesagt, als sie Herrn Richard erzog, ich hätte es nie geglaubt. Dazumal mußte er immer nachgeben. Aber jetzt ist die gnädige Frau viel älter und dann . . . ist sie eine Großmutter . . .“

Jaffé feuerte mit der Spitze seiner Peitsche das Sattelpferd an, welches sich von dem anderen schleppen ließ.

„Endlich,“ schloß er, „glaube ich, daß Frau Brice es sehr bereut, nach Herrn Richard geschickt zu haben, und daß sie viel darum geben würde, wenn er jetzt, da alles beendigt ist, nichts davon erführe . . . Aber da sind wir an der Station, und der Pariser Schnellzug ist soeben eingelaufen. Vielleicht ist der gnädige Herr darin . . . Ohne mir erlauben zu wollen, eine Frage an die gnädige Frau zu richten, was wird die gnädige Frau dem gnädigen Herrn sagen?“

Die guten Augen des Dieners suchten Ottiliens Gedanken von ihren geschlossenen Lippen abzulesen.

„Wenn es Ihr Sohn wäre, Jaffé,“ sagte sie, „was würden Sie thun?“

„Ich würde alles sagen,“ antwortete er, ohne zu zögern, „aber . . . . da ist der gnädige Herr!“

Richard erschien auf der Schwelle der Thür mit

leeren Händen wie jemand, der nur an eine schnelle Abreise gedacht hat.

Ottilie stieg aus dem Phaeton und eilte auf ihn zu.

„Alles geht gut," sagte sie zu ihm, indem sie sich fieberhaft an den Arm ihres Gatten anklammerte.

An diesem Orte konnte sie ihn nicht umarmen, und doch hätte sie ihm so gern ihre Zärtlichkeit bezeugt. Er drückte den Arm, welcher sich in den seinen hängte, fest an sich.

„Was ist geschehen?" fragte er sie darauf.

„Das ist zu lang, um es in ein paar Worten zu sagen. Deine Mutter und Edmund befinden sich ganz wohl. Das übrige wirst du nachher erfahren."

Sie näherten sich dem Phaeton. Jaffé, der bei den Pferden stand, grüßte seinen Herrn.

„Vielleicht macht der gnädige Herr einen kleinen Weg zu Fuß mit der gnädigen Frau," sagte er, damit die Pferde sich ein wenig verschnaufen. Oder vielleicht geht der gnädige Herr mit der gnädigen Frau voraus? Ich würde sie bald eingeholt haben."

„Jaffé hat doch ein seltenes Zartgefühl," sagte Ottilie zu ihrem Manne.

So gingen sie denn voraus, und bald wußte Richard alles, was vorgefallen war. Auch blieb ihm nicht verhehlt, wie seltsam seine Mutter Ottilie empfangen hatte.

„Ich verstehe sehr gut ihre Verlegenheit," sagte Ottilie, welche der aufrichtige Wunsch beseelte, das Unrecht ihrer Schwiegermutter zu entschuldigen; „sie

war in einer außerordentlich fatalen Lage, ich war gekommen, ohne daß man mich darum gebeten hatte; deine Mutter muß ja wünschen, mir mehr als jedem anderen die Fehler ihres Enkels zu verbergen."

„Warum dir mehr als jedem anderen?" fragte Richard, dessen bisheriges Schweigen nichts Gutes verhieß. „Etwa weil du eine Selbstverleugnung gezeigt hast, die über alles Lob erhaben ist?"

Ein Wonneschauer durchrieselte Ottilie. Ihr Gemahl hatte ihr gewiß schon manchen Beweis seiner Achtung und seiner Zärtlichkeit gegeben, aber ein so direktes und so unumwundenes Lob in dem Augenblicke, wo das Herz der jungen Frau von Schmerz erbebte, erschien ihr so süß, so berauschend, daß ihr die Thränen in die Augen traten, Thränen der Freude und des ehelichen Stolzes.

„Du hast einer heldenmütigen Bewegung nachgegeben, Ottilie," fuhr Richard fort; „ich weiß, was es dich gekostet hat, das zu thun, und gerade darum, weil es dich soviel kostete, hast du es gethan. Als Gatte bin ich stolz darauf, und als Vater danke ich dir dafür."

„Ach, danke mir nicht," rief Ottilie mit einem wehmütigen Seufzer, „wenn es mein Sohn wäre, würdest du mir nicht danken."

Sie waren nicht allein auf der Landstraße. Richard konnte seine Frau nicht küssen, wie er es so unbeschreiblich gern gethan hätte, aber er drückte innig ihren Arm an sich und richtete auf sie einen Blick,

der wohl einem Kuß gleichkam. Jaffé kam jetzt herbei.

Herr und Frau Brice bestiegen den Phaeton.

„Wer hat den Gedanken gehabt, das Schloß abzuschrauben?“ fragte Richard, indem er die Zügel ergriff.

„Ich, gnädiger Herr,“ erwiderte Jaffé bescheiden. „Ehe ich wegfuhr, hatte ich Ihrer Frau Mutter gesagt, daß man dadurch allein einem Unglück vorbeugen könnte. Als man anfangs mit Gewalt die Thüre hatte öffnen wollen, hatte er erklärt, daß er sich zum Fenster hinausstürzen werde, sobald jemand das Zimmer beträte.“

Richard und Ottilie wechselten einen schmerzlichen Blick.

„Dann hat man gewartet, bis er schlief. Nicht wahr, man hätte doch auch nichts Besseres thun können?“ sagte Jaffé mit unerschütterlicher Ruhe.

„Ja, Jaffé, du bist ein wackrer Freund!“

„Man thut, was man kann, Herr Richard,“ erwiderte der Diener, „und was man thun muß. Aber der Kleine verdient eine Strafe, gnädiger Herr. Nicht allein wegen dieser Geschichte, die nur etwas Gelegentliches ist, aber er wird bösartig, und das ist auch ganz natürlich, weil ihm niemals widersprochen wird. Was ich davon sage, geschieht aus Interesse für den jungen Herrn,“ fuhr er fort, indem er seine höflichen Wendungen wieder aufnahm; „denn, wenn er es immer so triebe wie jetzt, würde er noch viele Unannehmlich-

keiten im Leben haben. Ich denke, daß der gnädige Herr versteht, daß ich nur um der Freundschaft willen, welche ich mir erlaube, gegen den gnädigen Herrn zu hegen . . . ."

„Ich verstehe alles, Jaffé," sagte Richard mit einem halben Lächeln und einem vollen tiefen Seufzer.

Als sie ankamen, fühlte sich Ottilie in ihrem Gewissen schwer getroffen.

„Ich hätte nicht zurückkommen sollen," sagte sie zu ihrem Manne, „deine Mutter wird sich mir gegenüber in einer sehr peinlichen Lage befinden."

„Ich bedaure es," sagte Richard bedächtig, „aber es ist weder mein noch dein Fehler, wir müssen uns also darein finden."

Frau Brice empfing ihren Sohn mit einem Gemisch von wirklicher Freude und schlecht verhehltem Unbehagen. Wenn etwas ihr grausam erscheinen mußte, so war es das Geständnis der Ungezogenheiten Edmunds in Ottiliens Gegenwart; auch trug sie Sorge, dieselben so viel als möglich in ihrer Erzählung zu vertuschen. Das Frühstück, welches sofort nach der Ankunft Richards und seiner Frau aufgetragen war, diente als Vorwand für Unterbrechungen und Beschönigungen, welche es möglich machten, einen Teil der Wahrheit gewandt zu unterdrücken. Immerhin blieb die unleugbare Thatsache: die Absendung Jaffés, welche nur infolge einer Erregung geschehen sein konnte, die Frau Brice bis dahin fremd gewesen war, und die deshalb ihren Grund in einem bis dahin unerhörten Ereignisse haben mußte.

„Ich habe unrecht gethan, mich so aufregen zu lassen," sagte die alte Dame, als ihr Sohn eine dahinzielende Bemerkung machte. „Im Grunde war es nichts so Wichtiges, und wenn meine Nerven etwas weniger erregt gewesen wären, würde ich die Sache nicht so tragisch genommen haben."

Richard sah seine Frau ganz bestürzt an; diese neue Auffassungsweise, welche von der Jaffés so ganz verschieden war, gab der Angelegenheit sowohl für ihn als für Ottilie eine sehr mißliche Wendung. Es war augenscheinlich, daß Jaffés Aussage in Abrede gestellt wurde, und wie war es dann möglich, ohne eine offene Kriegserklärung der Sache auf den Grund zu gehen? Der praktische Geist des Deputierten gab Richard eine Lösung ein. — Nach beendetem Mahle stand man vom Tische auf.

„Ich will Edmund sehen," sagte er, „er ist doch in seinem Zimmer ohne Schloß?"

„Jawohl, ich begleite dich," antwortete Frau Brice etwas hastig.

„Nein, liebe Mutter, ich bitte dich, thue es nicht, ich wünsche Edmund allein zu sehen."

„Aber . . ."

„Ich wünsche es unbedingt," wiederholte Richard kaltblütig. „Ottilie, willst du die Güte haben, auf mein Zimmer zu gehen und dort aus dem Sekretär mit diesem Schlüssel einen Stoß Papiere nehmen, welche ich bei meinem letzten Hiersein dort vergessen habe. Ich folge dir sogleich."

Ottilie nahm den Schlüssel und ging heraus. Nachdem Richard ihr so den Rückzug gesichert hatte, wandte er sich zu seiner Mutter.

„Es ist Zeit, eine Entscheidung zu treffen," sagte er zu ihr, „bis jetzt habe ich Edmunds Erziehung ein wenig seinem guten Willen und deiner Zärtlichkeit, liebe Mutter, überlassen, aber welches auch das Ergebnis meiner Besprechung mit ihm sein sollte, ich muß dir erklären, daß mein Entschluß unwiderruflich fest steht. Edmund wird in der ersten Woche des Oktober in das Lyceum eintreten, und ich werde ihn dorthin bringen, um ihn vorzustellen."

Frau Brice erblaßte; sie hatte das ja kommen sehen, aber der Schlag traf sie nicht weniger schwer.

„Du wirst mir nicht diesen Schimpf anthun," fuhr sie auf.

„Es ist kein Schimpf, liebe Mutter, und ich bitte dich dringend, eine Maßregel, welche der gesunde Menschenverstand uns vorschreibt, nicht so schwer zu nehmen. Dieses Jahr oder nächstes Jahr mußte Edmund in das Lyceum eintreten. Wenn er aber hinter Knaben seines Alters zurückbleibt, darf keinen Augenblick länger gezögert werden."

Bei diesen Worten ging er hinaus, ohne Frau Brice Zeit zu lassen, ihm zu antworten. Sie folgte ihm in einiger Entfernung und ging in ihr Zimmer, welches ganz nahe dem ihres Enkels lag, um in Hörweite zu bleiben.

Richard trat in das Zimmer Edmunds, welches

mit seiner des Schlosses beraubten Thür einer wehrlosen Festung glich. Der Knabe hatte soeben sein Frühstück beendigt und ein Diener war damit beschäftigt, das Geschirr abzuräumen. Richard wartete, bis der Diener sich entfernt hatte; dann, ohne zu versuchen, die Thür auch nur halb zuzumachen, wandte er sich an den Knaben.

„Du hast hier große Verwirrung hervorgerufen; erzähle mir, wie alles zugegangen ist.“

Edmund war voll von Fehlern, aber er besaß eine sehr große Tugend, unbedingte Wahrheitsliebe, welche die weltliche Klugheit seiner Großmutter niemals hatte trüben können. Edmund konnte wohl seine Gedanken verschweigen, aber er verstand es nicht, sich zu verstellen. Er stand aufrecht da vor seinem Vater und sah mit einer Art von stoischer Verachtung der Folgen seines dummen Streiches vor sich nieder.

„Das Fräulein hat mir eine Bemerkung gemacht,“ sagte er, „wegen meiner Exercitien, die sie schlecht ausgeführt fand . . .“

„Waren sie gut gemacht?“ unterbrach ihn der Vater.

„Sie waren schlecht gemacht,“ erwiderte Edmund, ohne zu zögern.

„Nun und dann?“

„Dann habe ich ihr unbescheiden geantwortet.“

„Was hast du zu ihr gesagt?“

„Daß ich meine Aufgaben machen würde, wie es mir paßte.“

„Weiter?"

„Sie hat mich einen Unverschämten genannt . . ."

Edmund hielt inne; sein Vater wartete. Nach einem Augenblick hatte der Knabe das Unbehagen überwunden, welches ihm ein solches Geständnis verursachte, und er fuhr fort:

„Ich habe das nicht ertragen können; ich geriet in Zorn . . . ich habe ihr eine Ohrfeige gegeben."

„Eine Ohrfeige, Edmund? Du, ein Knabe, hast eine Frau geschlagen?"

„Sie hatte mich beschimpft," erwiderte er, indem er seinen Kopf zurückwarf; dann senkte er seine Augen in die seines Vaters, aber er vermochte es nicht, den ruhigen Vorwurf, welchen er darin ausgedrückt fand, zu ertragen.

„Sie hat nur die Wahrheit gesagt, mein Sohn," entgegnete Richard mit seiner tiefen Stimme.

Der Knabe zitterte, bereit sich aufzubäumen, wie ein junges Füllen unter dem Schlag der Peitsche, aber er sagte nichts.

In diesem Augenblicke verriet ein leises Geräusch auf dem Flur die Gegenwart einer Frau. Richard war sicher, daß es nicht Ottilie war.

„Und weiter?" fragte er, ohne seinen Ärger zu verraten.

„Weiter nichts, gar nichts!" sagte Frau Brice lebhaft, indem sie in das Zimmer trat. „Das übrige ist ein Streit zwischen mir und meinem Enkel. Er hat sein Unrecht eingesehen. Ich habe es ihm ver-

ziehen, das geht also niemand weiter etwas an, nicht wahr, Edmund?"

„Mich geht es an," sagte Richard mit sehr ruhiger und fester Stimme. Er zitterte innerlich unter der Selbstbeherrschung, welche er sich auferlegte, aber er ließ sich nichts davon merken.

„Ich muß das Unrecht meines Sohnes kennen, selbst wenn deine Güte, liebe Mutter, es ihm vergeben hat. Ich bin sein Richter."

„Gott allein ist sein Richter," rief Frau Brice in einer leidenschaftlichen Aufwallung, welche keine Grenzen mehr kannte. „Er hat sein Unrecht bereut, damit ist es genug."

„Gott und sein Vater sind seine Richter," beharrte Richard. „Edmund, willst du gestehen?"

„Ah!" schrie Frau Brice im höchsten Zorn, „ich wußte wohl, daß von dem Tage an, wo diese Frau hier einzöge, das Unglück mit ihr einziehen würde. Sie hat dich gegen dein eigenes Kind aufgebracht, und nur auf sie hörst du jetzt."

Richard hatte eine unwillige Bewegung gemacht, gewann aber sofort seine Ruhe wieder.

„Ist sie es etwa auch, die mir Jaffé zugesandt hat?" fragte er mit bitterer Ironie. „Da du es denn nicht gestehen willst, Edmund, überlasse ich dich deinem Nachdenken! Ich hoffe, daß du zur Vernunft kommen wirst. In einer Stunde werde ich wiederkommen."

Er ging heraus in der Erwartung, daß seine

Mutter ihm folgen würde. Das that sie allerdings, aber sobald er in sein Zimmer getreten war, kehrte sie zu ihrem Enkel zurück.

„Meine teure Frau," sagte Richard zu Ottilie, „wir haben den Krieg mit allen seinen Folgen."

Er warf sich auf einen Lehnstuhl und bedeckte sein aufgeregtes Gesicht mit beiden Händen. Leise kniete sie neben ihm nieder und richtete ihre reinen und liebevoll teilnehmenden Augen auf ihn.

„Wir haben den Krieg," wiederholte er, „und es wird mancher Streich fallen, den ich nicht immer von dir abwehren kann, Ottilie."

Er öffnete seine Augen und erblickte vor seinem Gesicht das schöne Antlitz, welches er so heiß liebte, erfüllt von einer strahlenden Entsagung, wie das der leidenden Blutzeugen, wenn sie ihren Glauben bekannten. Alle seine künstliche Kraft schwand dahin vor dieser Seelengröße, und, gestützt auf die Schulter seiner Frau, weinte er heiße Thränen.

Einen Augenblick lang saß sie schweigend und trocknete mit ihrem Taschentuche die brennenden Tropfen, welche auf ihre Hände herabfielen; dann richtete sie seinen Kopf sanft empor und setzte sich neben ihn.

„Mein teurer Mann," sagte sie, „ich habe dich geheiratet nicht nur, um an deiner Freude teilzunehmen, sondern auch um dich in deinem Leid zu unterstützen, so sehr es nur meine geringe Menschenkenntnis und Lebenserfahrung mir erlaubte . . . Mein geliebter Mann, ich bin glücklich und zufrieden, wenn

ich deine Schmerzen teilen darf, du bist auf grausame Weise getroffen. Es ist recht und heilsam, daß ich es auch bin, ohne das würde unser Bund nicht vollkommen sein."

Richard blickte sie mit einem leidenschaftlichen Ausdruck an, in welchem alles Erhabene, was es in dem Herzen des Menschen gibt, erzitterte. Nicht um ihres schönen Antlitzes oder ihrer geistigen Überlegenheit willen liebte er sie so sehr, sondern um alles des willen, was es Edles und Uneigennütziges in ihr gab.

„Was auch geschehen möge," hub Ottilie wieder an, „ich werde an deiner Seite stehen; das ist sehr wenig, aber es ist immerhin etwas, mein teurer Mann."

Sie fühlte einen fast unbezwinglichen Drang zu weinen. Die zurückgehaltenen Thränen erstickten sie, aber sie durfte sich nicht rühren lassen, sie mußte vielmehr alle ihre mögliche Ruhe in die schmerzlich erregte Seele flößen, welche in dieser Stunde sich zu ihr flüchtete.

„Du bist es, du," begann er wieder mit einem neuen Ausbruche der Verzweiflung, „du wirst angeklagt, verleumdet, vielleicht gehaßt werden . . . O, was das Leben schwer ist!"

Sie umschlang ihn wieder mit ihren Armen, sie wiegte ihn wie ein Kind, sie tröstete ihn mit süßen Worten, bis es ihr gelang, wenn auch nicht das Vertrauen, so doch wenigstens das Gefühl seiner recht-

mäßigen Autorität, welches einen Augenblick fast geschwunden war, in ihm wieder wach zu rufen.

„Und dann,“ sagte sie zu ihm, während er sich bemühte, äußerlich ruhig und gefaßt zu erscheinen, „und dann, mein teurer Mann, denke immer daran, daß die Kümmernisse, welche du für mich fürchtest, mich nicht sehr tief treffen können. Solange du mich liebst, Richard, erscheint mir alles andere geringfügig. Und was deine Mutter angeht, so muß ich dir gestehen, daß es mir unmöglich sein würde, ihr längere Zeit zu zürnen. Sie ist ja vor allem deine Mutter, und überdies hat sie ein Palladium in Besitz, welches sie immer in meinen Augen verteidigen wird. Ihre Irrtümer, wenn sie solche begeht, ja ihre Fehler gehen einzig und allein aus einem Übermaß von Liebe für ihren Enkel hervor ... Denke daran, Richard, dies wird dich stets aufs neue entwaffnen; er ist dein Sohn, sie liebt ihn zu sehr — aber es ist so schön, zu sehr zu lieben! — Und ist es nicht bekannt, daß die Schwäche zu der großmütterlichen Liebe gehört?“

Richard faßte das flehende Gesicht, welches sich ihm zuwandte, erregt in seine beiden Hände und küßte es zu wiederholten Malen; dann stand er auf und ging der Thüre zu. Auf der Schwelle blickte er sich noch einmal um und sandte seiner Frau ein Lächeln zu. Diese verweilte lange vor dem Fenster, blickte starr in die bereits goldgefärbte Landschaft des Herbstes hinaus und brach, die gefalteten Hände zum

Himmel erhebend, in heftiges Schluchzen aus. Einige Augenblicke darauf hatte sie ihre Fassung wiedergewonnen; sie trat an ihren Toilettentisch, ordnete ihr Haar, netzte sich die heißen Augen und setzte sich dann nieder, auf alles gefaßt, was da kommen mochte.

Wie Richard es erwartet hatte, fand er seine Mutter bei Edmund.

„Nicht wahr, Richard, alles ist wieder in Ordnung?" sagte Frau Brice in einem Tone, in welchem affektierte Gleichgültigkeit mit einem geheimen Flehen sich mischte. „Edmund ist bereit, dir zu sagen, daß er seine Großmutter beleidigt hat, aber es geschah in einem Augenblicke des Zorns, in dem er seiner selbst nicht Herr war. Er wird es nicht wieder thun, denn er ist sehr betrübt darüber, und was mich betrifft, ich habe ihm ganz und gar vergeben! Du kannst doch nicht strenger sein wollen als ich, die Beleidigte?"

„Du hast vergeben, liebe Mutter," sagte Richard, „das macht deiner mütterlichen Güte alle Ehre, aber ich kann mich nicht damit zufrieden geben. Edmund wird mit mir nach Paris gehen und nächste Woche in das Lyceum eintreten."

Die so fest ausgesprochene Anordnung wurde stillschweigend angehört; Richard auf Entgegnungen gefaßt, war ganz erstaunt darüber.

„Mache deine Sachen zurecht," sagte er zu seinem Sohne, „wir werden in einer Stunde abfahren."

Wiederum erfolgte keine Antwort. Um eine Scene

zu vermeiden, ging Richard, hinaus; seine Mutter folgte ihm auf dem Fuße.

„Du willst ihn doch nicht heute abend mit dir nach Hause nehmen?“ sagte sie mit leiser Stimme. „Komm doch in mein Zimmer.“

Er folgte ihr dahin.

„Du kannst ihn nicht so fortnehmen; was würdest du mit ihm vor dem Wiederbeginn der Schule anfangen?“

„Und du, was würdest du mit ihm machen, Mutter?“

„Das Fräulein ist gestern abgereist, er hatte also keine Veranlassung mehr, sich widerspenstig zu zeigen, alles wird jetzt ganz gut gehen. Sobald die Schule eröffnet wird, werde ich ihn in das Lyceum führen und mich mit ihm in Paris niederlassen. Du willst doch nicht, daß er als Alumnus eintritt? Es wäre zu sonderbar!“

„Mutter, er wird als Alumnus eintreten,“ erwiderte Richard etwas gereizt, „er hat die Hand gegen dich erhoben, du weißt es sehr wohl.“

„Wer hat dir das gesagt?“ rief Frau Brice, „nicht wahr, es war deine Frau?“

„Gewiß war es meine Frau, Jaffé hatte es ihr in deinem Auftrage mitgeteilt.“

„Nicht ihr! Ich war im Zorne, ich hatte den Kopf verloren, ich habe nach dir geschickt, nicht nach ihr.“

„Was macht das für einen Unterschied?“

„Wie, was das für einen Unterschied macht? Sie hätte es dir nicht sagen sollen. Sie hat Jaffé zum Schwatzen veranlaßt, und Jaffé hatte unrecht gethan, zu plaudern, aber sie hat noch viel mehr Unrecht gethan, es wiederzusagen. Ihre Pflicht war, es dir zu verbergen. Man sagt dem Vater nicht alles, man nimmt sich wohl in acht, ihn aufzureizen! Aber sie ... sie wird keine Ruhe haben, bis sie dir einen wahren Abscheu gegen deinen Sohn eingeflößt hat."

Richard hatte äußerlich sein kaltes Blut bei diesem unglaublichen Angriffe wieder erlangt, aber die Erregung, welche im Innern seiner Seele kochte, brachte ihn doch um alle Mäßigung.

„Du siehst, meine liebe Mutter," sagte er sehr bestimmt, „wie unerläßlich es ist, meinen Sohn deinem Einflusse zu entziehen; nie wirst du ihn lehren, seine zweite Mutter zu lieben, ja, du wirst nicht eher ruhen, bis er sie und mich — wenn es möglich wäre — entzweit hat!"

Frau Brice sah ihren Sohn mit einem Ausdruck grenzenloser Entrüstung an, dann ging sie hinaus, indem sie die Thüre weit offen ließ.

Richard ging herunter, befahl anzuspannen, bat Ottilie sich zurecht zu machen und kehrte zu seinem Sohne zurück. Diesmal war das Kind allein.

„Bist du bereit?" sagte er zu ihm mit Milde.

„Bereit, dir zu folgen?" erwiderte Edmund, „Nein, Papa, ich will nicht von hier fortgehen."

„Ob du willst oder nicht, ist gleichgültig," ent-

gegnete Richard in festem Tone. „Also noch einmal, bist du fertig?“

„Ich werde nicht mit dir nach Paris gehen,“ erwiderte der Knabe, indem er die Fäuste ballte, „ich werde meine Großmutter nicht verlassen, um zu meiner Stiefmutter zu gehen. Ich will gerne ins Lyceum gehen, aber zu dieser Frau niemals — ich hasse sie.“

Ottilie, welche eben herunterkam, blieb auf dem Treppenabsatz stehen.

„Edmund, du bist nur ein boshafter kleiner Papagei,“ rief sein Vater, der endlich die Geduld verlor.

„Da steht sie und hört uns zu,“ erwiderte Edmund, dessen scharfes Auge Ottiliens Gestalt durch die noch immer offene Thür erkannt hatte. „Sie ist es, die schuld an allem ist, ich verabscheue sie, ja, gnädige Frau, ich verabscheue Sie.“

„Edmund“, rief Richard, und seine Hand war im Begriff, seinen Sohn zu treffen, aber Ottilie hielt ihn zurück.

„Laß ihn, mein Freund,“ sagte sie ihm mit ihrer milden Stimme, „er weiß nicht, was er spricht, er wird später zur Vernunft kommen.“

Der Knabe sah sie mit wutentbrannten Augen an; außer stande, seinem Zorn einen Ausdruck zu geben, stieß er eines jener Schimpfworte hervor, welche Kinder, selbst die besterzogenen, auf der Straße hören und wiederholen, ohne sie zu verstehen.

„Wir wollen gehen,“ rief Richard, blaß vor Ent-

setzen, indem er seine Frau mit sich zog. „Ich glaube in der That, daß hier alle verrückt sind."

Frau Brice war bei diesem lauten Wortwechsel herbeigeeilt. Ihr Sohn grüßte sie achtungsvoll im Vorbeigehen und trat hinaus. Der Wagen war noch nicht vorgefahren; Richard und Ottilie warteten deshalb einen Augenblick auf der Freitreppe. Ottilie zitterte vor Aufregung und vor Kälte, denn der Nordwind wehte sehr scharf. Als Richard es bemerkte, legte er ihren Mantel fester um sie, dann nahm er ein Tuch aus seiner Tasche und band es ihr um den Hals, alles ohne ein Wort zu sprechen.

Jaffé trat zu ihnen.

„Ich habe den Landauer anspannen lassen," sagte er, „wegen der gnädigen Frau und auch wegen des jungen Herrn."

„Der junge Herr fährt nicht mit," erwiderte Richard, „du wirst meine Befehle erhalten, Jaffé! Sollte es dir unmöglich gemacht werden, sie auszuführen, so wirst du mich davon in Paris benachrichtigen, und wenn meine Mutter auch dies mißbilligte, so würdest du in meinem Dienste bleiben."

„O bitte, gnädiger Herr, soweit wird es nicht kommen," meinte der wackere Mann mit einem leichten Lächeln. „Frau Brice ist zu klug, sie ist im Grunde auch zu gut, um uns allen solchen Tort anzuthun."

Herr und Frau Richard bestiegen den Landauer, und fuhren ab. Als sie das Schloß aus den Augen

verloren hatten, ließ sich Brice auf das Knie nieder, küßte die Hand Ottiliens und sagte zu ihr:

„Ich bitte dich um Verzeihung, meine liebe Frau!"

VII.

Acht Tage darauf trat Edmund als Alumnus in das Lyceum ein. Nach reiflicher Überlegung hatte seine Großmutter eingesehen, daß ihre blinde Zärtlichkeit sie zu weit fortgerissen, und so war sie auf Richards Forderungen ohne weiteres Zögern eingegangen. Richard hatte seinen Sohn durch Jaffé abholen lassen und hatte ihn ein paar Tage bei sich behalten; da Ottilie auf kurze Zeit verreist war, kam Edmund in den ersten Tagen gar nicht mit ihr zusammen. Als er sie wieder sah, hatte sie ihm einfach guten Tag gesagt, und er hatte ebenso geantwortet. Auch weiterhin behandelte sie ihn mit einer Zurückhaltung, welche jeden Gedanken an Verzeihung ausschloß, aber worin auch der schärfste Beobachter nicht die geringste Spur des Nachtragens oder auch nur übler Laune hätte entdecken können.

Die alte Frau Brice hatte eine schöne Wohnung bezogen, welche näher dem Lyceum, als der Wohnung ihres Sohnes lag, und die freien Tage Edmunds wurden derart eingeteilt, daß er am Morgen, von Jaffé abgeholt, bei seinem Vater frühstücken, nach-

mittags aber zu seiner Großmutter gehen sollte, welche ihn abends wollte zurückbringen lassen.

Dieses Feiertagsprogramm kam indes selten zur Ausführung, weil Edmund wenigstens alle vierzehn Tage wegen Widersetzlichkeit mit Hausarrest bestraft wurde, aber Richard beunruhigte sich deshalb nicht übermäßig, da er darauf rechnete, daß der Verkehr mit seinen Kameraden die scharfen Ecken des Charakters Edmunds nach und nach abschleifen würde.

Er rechnete auch sehr auf den ersten Abendmahlsgang des Knaben, welcher seiner Meinung nach eine Wandlung herbeiführen mußte. Er täuschte sich aber, denn Edmund erwies sich als ein aufmerksamer Schüler in dem religiösen Vorbereitungsunterricht, schien aber nicht sehr tief davon ergriffen zu sein.

Als der feierliche Tag angebrochen war, trat Edmund zu seinem Vater ein, verbeugte sich vor ihm und bat ihn um Verzeihung für seine Fehler; er that das alles mit schuldiger Ehrerbietung, gab auch den Kuß, welchen er empfing, mit Wärme zurück, aber er ließ sich auf nichts Einzelnes ein, und dem Vater blieb es verborgen, ob die Seele seines Sohnes wirklich ergriffen wäre. Ottilie war noch abwesend, sie besuchte gern ihren Vater, wenn ein Familienfest in Vorbereitung war, oder wenn es ein Tag war, welcher schmerzliche Erinnerungen in ihm erwecken konnte. Die alte Frau Brice führte ihren Enkel in die Kirche, glücklich, triumphierend, zufriedener, als sie es hätte eingestehen mögen, da sie alle Hindernisse so vor sich schwinden sah, und

im Grunde ihres Herzens konnte sie sich nicht enthalten, dem vollendeten Taktgefühl ihrer Schwiegertochter Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Die stolze Großmutter mußte sich endlich sagen, daß, wenn sie ihrer Schwiegertochter manches Unrecht zugefügt, sich diese doch keins gegen sie vorzuwerfen hatte; sie wußte auch sehr wohl, daß sie an Ottiliens Stelle ganz anders gehandelt haben würde. Um sich indes nicht eine demütigende Niederlage einzugestehen, sagte sie sich, daß Frau Richard ein Herz von Stein haben müsse und außer stande sei, die Gefühle der meisten Frauen nachzuempfinden; sonst hätte sie unmöglich mit so viel Ruhe und Duldsamkeit das ertragen können, was in den „Pinien" vorgefallen war; stieg doch in ihr, der älteren Frau, noch immer der helle Zorn auf, wenn sie nur daran dachte.

Diese vermeintliche Teilnahmlosigkeit verhinderte Ottilie indes nicht, sich gegen ihre Schwiegermutter sehr klug und taktvoll zu benehmen: niemals kam die geringste Anspielung auf jenen unangenehmen Tag über ihre Lippen, dabei zeigte sie eine Zuvorkommenheit und Rücksichtnahme, wie sie auch die anspruchvollste Schwiegermutter sich nicht anders hätte wünschen können; wenn sie von Edmund sprach, bewies sie eine lebhafte Teilnahme, die aber doch so zurückhaltend war, daß sie jeden Gedanken an eine beabsichtigte Einmischung ausschloß. In der That hätte sich niemand ehrenvoller aus einer so überaus schmerzlichen Lage ziehen können.

Frau de la Rouveraye war nicht die letzte, welche das Lob der jungen Frau Brice wiederholt verkündete. Bei den Besuchen, welche ihr diese in Gesellschaft ihres Mannes machte, um Yveline zu sehen, hatte sie niemals das geringste Verlangen auf seiten Ottiliens bemerken können, in ihre Großmutterrechte einzugreifen, oder das Herz ihrer Enkelin zu gewinnen. Das kleine Mädchen entfaltete sich wie eine Frühlingsblume unter den Liebkosungen ihrer Großmutter und genoß ihr Leben etwas selbstsüchtig und undankbar, wie die meisten jungen Leute. Sie wurde so hübsch, wie man es nur wünschen konnte, ihr Verstand reifte heran, sie lernte alles, was man verlangte, und hatte ganz die Manieren einer sehr eleganten kleinen Dame.

Äußerlich sanft, im Grunde aber starrköpfig, redete sie Ottilie immer mit „Gnädige Frau" an und bot ihr dann die Wange mit einem durchaus tadellosen höflichen Lächeln. Seit einiger Zeit sagte sie sogar zu ihr: „Liebe gnädige Frau!" Aber in diesem rosigen Munde hatte das Beiwort nur den Ton einer Allerweltsliebenswürdigkeit, welchen das Kind unter den Freundinnen seiner Großmutter anschlagen hörte, nichts weiter. Frau de la Rouveraye mit all ihrer heimlichen Eifersucht war sich darüber ganz klar, und Ottilie, welche sie bei dieser Anrede des Kindes lächeln sah, wußte wohl, daß unter diesem Lächeln eine leise Ironie sich verbarg.

Richard seufzte, wenn er seine Tochter verließ; er seufzte ebenso, wenn er sie wieder sah; so reizend sie

auch war, so stimmte ihn doch der Gedanke nicht traurig, daß er die Anmut und Lieblichkeit seiner Tochter zu Hause entbehren mußte, sondern vor allem, daß diese ganz äußerliche Erziehung aus seinem Kinde nicht die Tochter machen würde, welche er sich gewünscht hätte. Für das Auge war sie ja alles, was er nur begehren konnte, sein Herz aber verlangte, eine zweite Ottilie in ihr zu sehen, sanft und edelmütig, tapfer und doch ergeben, gerüstet auf alle Kämpfe und doch friedfertig . . .

„Geduld," sagte seine Frau zu ihm, „wir werden noch dahin gelangen."

In seinen Wünschen getäuscht, begehrte er mit aller Glut seiner Seele ein anderes Kind, welches er unter seinen Augen heranwachsen sehen könnte, und das ihn für die ihm entzogenen Kinder trösten sollte . . . aber diese Freude wurde ihm nicht zu teil. Allerdings fügte er sich in Gottes Willen, aber er wurde immer ernster und suchte seine Befriedigung in der Arbeit.

Auch Ottilie litt darunter; nicht daß sie sich verlassen gefühlt hätte, aber sie empfand es doch mit ihrem scharfen Blicke, wie sehr ihr Mann durch die Versagung seines Herzenswunsches litt. Auch sie fand sich darein, aber zwischen diesen Gatten, welche so glücklich hätten sein können, stand hinfort der Schatten eines Kummers, von dem sie nicht miteinander sprechen mochten. Sie liebten sich darum nicht weniger, aber die unausgesprochenen Gedanken verdüsterten ihr Leben.

Ganz unerwartet war inzwischen der Kriegssturm von 1870 ausgebrochen. Gleich in den ersten August-

tagen war die alte Frau Brice mit Edmund und Jaffé nach den „Pinien“ gegangen. Yveline war in La Rouveraye. Richard lehnte es ab, Paris zu verlassen, und Ottilie blieb bei ihm.

So that jeder seine Pflicht, und als man nach dem schrecklichen Unwetter sich wieder zusammenfand, waren die persönlichen Feindseligkeiten und häuslichen Differenzen wenigstens zum Teil erloschen in dem Gemische patriotischer Schmerzen und des geläuterten und gekräftigten Gefühls der Zusammengehörigkeit innerhalb der Familie.

Ottilie hatte während der Belagerung ihren Vater verloren, und dieser schwere Verlust hatte sie noch ernster gemacht. Richard bestand darauf, daß Edmund wieder in das Lyceum einträte, sobald der Unterricht in demselben beginnen würde, und Frau Brice blieb, durch die Kriegsereignisse sehr ermüdet und gealtert, in den „Pinien“, um dort die Ordnung wiederherzustellen.

Im Juli hatte Richard Brice, welcher eine diplomatische Mission ins Ausland angenommen hatte, Paris verlassen, und Ottilie schickte sich an, für ein paar Wochen auf ihre Güter zu gehen, als sie eines Morgens Jaffé ankommen sah.

Seit dem Ereignisse, welches Edmunds Eintritt in das Lyceum herbeigeführt hatte, empfand die junge Frau stets eine geheime Furcht, wenn dieser treue Diener ihr Haus aufsuchte. Allerdings war er manches Mal gekommen, ohne irgendwelche unangenehme Nachricht zu bringen, aber an diesem Tage war die unwill-

kürliche Ahnung Ottiliens doch nicht unbegründet. Sie sah dies gleich an dem ganz verstörten Antlitz Jaffés.

„Wir haben kein Glück," sagte er, indem er ganz und gar seine gewöhnliche Höflichkeit vergaß. „Frau Brice hatte mich heute morgen hergeschickt, um dem jungen Herrn etwas zu bringen, und als ich im Lyceum ankomme, schickte man mich in die Krankenstube."

„Es ist doch nichts Ernstes?" fragte Ottilie erschrocken.

„Man weiß noch nicht. Es gibt so viele Krankheiten in diesem Paris, seitdem sie überall das Straßenpflaster aufgerissen haben! Kurz, man hat mir befohlen, den gnädigen Herrn von der Erkrankung zu unterrichten und, wenn irgend möglich, den Knaben nach Hause zu nehmen, solange man ihn noch ohne Gefahr transportieren könne. Und der gnädige Herr ist im Ausland — eine schöne Geschichte!"

„Edmund muß hierher gebracht werden," sagte Ottilie schnell.

„Damit wird die Großmutter nicht zufrieden sein," meinte Jaffé, indem er seine Mütze hin und her drehte. „Wenn unglücklicherweise die Krankheit schlimm würde, und wenn dem Kleinen irgend etwas zustieße, und noch dazu in der Abwesenheit des gnädigen Herrn, so würde man immer behaupten, daß es die Schuld der gnädigen Frau sei."

Er sah Ottilie in die Augen, wie er es stets bei gewichtigen Anlässen zu thun pflegte.

„Sie sind sicher, daß man ihn nach den „Pinien"

transportieren könnte?“ fragte diese, während sie bereits den Fahrplan zu Rate zog.

„Gewiß, dafür stehe ich ein; er ist erst seit gestern krank, übrigens ist es auch vielleicht nichts von Bedeutung aber dennoch . . . kurz . . .“

„So sprechen Sie doch, Jaffé, ich muß alles wissen.“

„Nun, man hat mir gesagt, daß in dem Stadtviertel, in welchem das Lyceum liegt, in diesen Tagen Fälle von schwarzen Pocken vorgekommen sein sollen . . . Während der Belagerung hat es unzweifelhaft mehrere Fälle gegeben . . . und es scheint, daß das wieder anfängt . . .“

Ottilie hatte nach ihrer Kammerfrau geschellt.

„Wir haben gerade noch Zeit, ihn abzuholen, ehe der Schnellzug abfährt,“ sagte sie, „und nun, Jaffé, besorge schnell einen guten Wagen! Es darf kein Augenblick verloren gehen.“

Edmund wurde seiner Stiefmutter auf ihr Verlangen übergeben. In seiner Lyceumsuniform, welche sich auf seinem schlanken, zu rasch emporgeschossenen und durch das Fieber bereits erschlafften Körper seltsam ausnahm, stieg er mechanisch die Treppe herab und folgte Jaffé, ohne eine Frage an ihn zu richten. Er war bereits sehr krank und schleppte sich wie ein Berauschter.

Nachdem Jaffé es dem Knaben im Wagen bequem gemacht hatte, schaute er sich noch nach Frau Richard um, die ihn durch ein Zeichen beiseite rief.

„Edmund darf mich unter keinen Umständen sehen," flüsterte sie ihm zu. „Er liebt mich noch so wenig, daß mein Anblick ihn aufregen würde. Steigen Sie also mit ihm ein, ich folge in einer Droschke und werde auch ein anderes Coupé im Zuge nehmen. In Laroche werden wir wohl zwei Wagen finden."

Die Fahrt wurde nach ihrer Anweisung ausgeführt. Frau Brice, die man durch ein Telegramm benachrichtigt hatte, erwartete die Ankommenden auf dem Bahnhofe. Sie schrak zusammen, als sie das abgefallene und zugleich aufgedunsene Gesicht des schönen Knaben erblickte, den sie kurz zuvor so gesund und frisch hatte abfahren sehen, aber sie sagte nichts. Um Erörterungen auf dem Bahnhofe zu vermeiden, hatte Frau Richard sich dort gar nicht gezeigt. Jaffé hatte in ihrem Auftrage der Großmutter mitgeteilt, daß auch sie angekommen wäre.

Als Edmund ins Bett gebracht und eingeschlafen war, ging Frau Brice in den Salon hinunter, wo ihre Schwiegertochter sie erwartete.

Während der halben Stunde, die Ottilie dort allein verbracht, waren so manche schmerzliche Erinnerungen an die peinliche Scene, welche sie vor einigen Monaten in diesem Raume erlebt hatte, in ihr aufgetaucht.

Sie war aus eigenem Antriebe dorthin gekommen, nachdem sie sich vorgenommen hatte, nur dann wiederzukehren, wenn sie gerufen würde, und sie fragte sich, ob auch dieses Mal ihr Herz sie nicht die Grenzen der Klugheit hätte überschreiten lassen. Was würde

Richard gethan haben? So fragte sie sich immer wieder, und doch kam sie stets zu derselben Antwort: Richard würde so gehandelt haben, wie sie es eben gethan hatte; er würde das Kind aus der verpesteten Luft von Paris entfernt und es den Händen der Großmutter, die es erzogen, anvertraut haben.

Und sie, die zweite Mutter, die man stets so von ihrem Kinde ferngehalten, was sollte sie jetzt thun? Sich neuen Beschimpfungen aussetzen? Konnte sie bleiben, wenn man sie nicht darum bitten würde? Jaffé hatte soeben die Thür ein wenig geöffnet und Ottilie mit leiser Stimme einige Worte zugerufen, die sie fortwährend in ihrem Kopf hin und her bewegte:

„Da Sie sich soviel zugemutet haben, herzukommen, gnädige Frau, so dürfen Sie jetzt auch nicht wieder fortgehen."

Als Ottilie sich ihre Frage zum tausendstenmale vorlegte, trat Frau Brice ein, so blaß, so langsam, so sich selbst unähnlich, daß Ottilie ein herzliches Mitleiden mit ihr empfand. Sie kam mit ausgestreckter Hand auf sie zu, und sogar ihre Stimme hatte einen gebrochenen Ton, der ganz und gar verschieden war von dem krystallhellen Klange früherer Tage.

„Ich danke Ihnen," sagte Frau Brice, „Sie haben ihn mir hergebracht, das ist gut, sehr gut von Ihnen!"

Ottilie betrachtete sie etwas überrascht; die fieberheiße Hand der alten Dame drückte die ihre in freundschaftlicher Weise. Es war das erste Mal seit ihrer

Verehelichung, daß Frau Brice zu ihr mit etwas Wärme sprach.

„Jawohl, Sie hätten ihn behalten und in Ihrem Hause pflegen lassen können; in der Abwesenheit des Vaters konnten Sie …“

Ottilie hatte ja diesen Gedanken flüchtig gehabt, ihn aber sofort wieder aufgegeben; sie gestand dies ganz offen.

„Ich habe geglaubt, daß er hier in besserer Luft und in besseren Händen sein würde,“ sagte sie, nicht ohne einige Verlegenheit, „aber wenn Sie mir erlauben wollten zu bleiben, gnädige Frau, so glaube ich, daß es für alle Fälle besser sein würde.“

Frau Brice senkte die Augen; gewiß hatte Ottilie sich sehr gut benommen, indem sie ihren Enkel ihr zuführte, aber das Verlangen, dort zu bleiben, verdarb alles.

„Ich dachte,“ fuhr Ottilie fort, welche allen Mut schwinden fühlte, „hier zu bleiben, bis der Arzt sich über den Charakter der Krankheit ausgesprochen hätte. Wenn es nur etwas Geringfügiges ist, so werde ich Sie nicht mit meiner dann unnötigen Gegenwart belästigen, aber wenn unglücklicherweise die Krankheit einen bösartigen Charakter annehmen sollte, so dünkt mich, wäre meine Pflicht, in der Abwesenheit meines Mannes bei Ihnen zu bleiben … und bei dem Kinde.“

„Haben Sie Richard benachrichtigt?“ fragte Frau Brice.

„Nein, und ich glaube nicht, daß es geschehen

darf, ehe wir wissen, ob wir es mit einer gefährlichen Krankheit oder mit einem vorübergehenden Unwohlsein zu thun haben. Die Mission meines Mannes ist von einer solchen Wichtigkeit, daß ich ihm durchaus seine ganze Geistesfreiheit so lange lassen muß, als es sich mit meiner Pflicht als Gattin verträgt," — sie hielt einen Augenblick inne und vollendete dann: — „und als zweite Mutter."

Ein Stillschweigen folgte diesen Worten.

„Sie haben recht," sagte Frau Brice, indem sie sich wieder aufrichtete. „Wollen Sie jetzt in Ihr Zimmer hinaufgehen; ich glaube, der Arzt wird sogleich kommen."

Einige Tage verstrichen unerträglich langsam und drückend. Die Großmutter hatte den Knaben in ein dem ihrigen nahe liegendes Zimmer, dessen Thüre immer offen blieb, bringen lassen, und sie erlaubte niemand dort einzutreten außer Jaffé, welcher das Amt eines Krankenwärters mit derselben Gemütsruhe in die Hand nahm, wie sonst die Zügel seiner Pferde.

Die Krankheit wollte sich nicht erklären, und der Arzt, darüber beunruhigt, hatte schon davon gesprochen, eine berühmte Autorität aus Paris herbeizurufen, da er nicht die Verantwortlichkeit allein tragen wolle; das heftige Fieber und das gänzliche Darniederliegen Edmunds, welcher nicht mehr die Augen öffnete und nur sprach, wenn er zu trinken verlangte, ließen ihn irgend eine schreckliche Gehirnstörung befürchten. Frau Brice hatte bereits am zweiten Abend Ottilie ihre Schlüssel über-

geben und sie gebeten, die nötigen Anordnungen zu treffen; sie fühlte ihre Kräfte abnehmen und wollte trotzdem fortkämpfen. Die junge Frau, glücklich sich nützlich machen zu können, übernahm sofort die Leitung des Hauspersonals, welches ihr mit vollkommener Willigkeit gehorchte.

VIII.

Am Abend des vierten Tages war der Arzt noch sorgenvoller als bisher fortgegangen; wenn die Krankheit nicht zum Ausbruch käme, äußerte er, könne man alles befürchten. Ottilie, die soeben aus seinem Munde diesen Bescheid erhalten hatte, kehrte in den Salon zurück mit einem schmerzlichen Gefühl der Ohnmacht, das um so bitterer war, weil es nicht durch die Gewalt der Umstände, sondern durch den Willen der Frau Brice hervorgerufen wurde. Wenn sie nur in dieses für sie verschlossene Kinderzimmer hätte eindringen können! Sie würde so gerne alle Mühen, alle Schwierigkeiten auf sich genommen haben.

Der Abend war düster. Große Wolkenmassen wälzten sich, von einem heftigen Winde gejagt, an dem grauen Himmel dahin; das Wasser fiel von den Blättern auf die regengetränkte Erde hernieder. Ottilie, welche kein Licht hatte haben wollen, öffnete die Glasthüre und trat auf die Freitreppe hinaus.

Wie öde war doch dieses Haus, welches einst von der ausgelassenen Fröhlichkeit Edmunds widerhallte! Der Tod selbst würde in diesen Räumen eine weniger düstere Schwere, weniger gespenstische Beängstigungen zurückgelassen haben.

Was wird Richard sagen? Muß ich ihn benachrichtigen? dachte Ottilie, und war sie auch müde, ohne Aufhören denselben Gedanken hin und her zu wälzen, so kam sie doch immer wieder darauf zurück, wie ein gefangenes Tier, das außer sich darüber ist, sich auf einen engen Raum beschränkt zu sehen.

Ein Windstoß riß die Blätter von einer Linde, die sich wirbelnd in den Gängen des Parkes umeinander drehten, bis ein neuer Windstoß sie weiterführte. Ottilie schauderte und trat wieder in das Haus; sie schloß die Thür mit einer ängstlichen Hast wie ein durch Ammenmärchen erschrecktes Kind, welches beim Verlassen eines dunklen Korridors von Furcht gejagt, in ein bewohntes Zimmer eilt.

„Ich bin feige," sagte sie sich. „Diese Unthätigkeit, diese Unbrauchbarkeit, welche auf mir lasten ...."

Sie näherte sich dem Kamin, um nach Licht zu schellen; während sie das weite Zimmer durchschritt, huschte es wie ein Angstschauer über ihre Schulter. Sie hatte nicht den Mut, nach den Fenstern hinzublicken, die noch von einem blassen Schimmer erleuchtet wurden; es schien ihr, daß sich in den dunklen Rahmen irgend eine fürchterliche Erscheinung zeigen müßte.

Bevor sie noch den Glockenzug erreicht hatte, öffnete

sich die Thür, und ... es trat jemand ein. Unwillkürlich stieß sie einen leichten Angstschrei aus.

„Gnädige Frau, sind Sie da?“ fragte Jaffé mit absichtlich gedämpfter Stimme.

„Ja, Jaffé; was gibt es?“ erwiderte Ottilie in demselben Tone, indem sie rasch auf ihn zuschritt.

„Wir brauchen hier jemand, der einen festen Kopf und eine leichte Hand hat!“

„Sprechen Sie, Jaffé, um Gottes willen!“

„Der Kleine hat die Pocken, die ersten Pusteln sind soeben herausgetreten.“

„Oh!“ rief Ottilie beklommen, „die gräßliche Krankheit!“

„Ja, und wie heftig ist sie aufgetreten! Ich habe sofort nach dem Arzt geschickt, damit er schnell zurückkehrt ... aber es ist noch etwas anderes! Frau Brice ist soeben bewußtlos zusammengebrochen an dem Bette ihres Enkels!“

Ottilie machte eine rasche Bewegung nach der Thür hin. Jaffé fuhr fort, ohne lauter zu sprechen:

„Mit Hilfe ihrer Kammerfrau habe ich sie auf ihr Bett getragen. Man ist jetzt bemüht, sie zum Bewußtsein zurückzubringen. Sie hat auch schon einmal die Augen geöffnet, aber die Erschöpfung ist zu groß, sie hat seit drei Nächten nicht geschlafen ... Wer wird jetzt um den Kleinen sein?“

„Ich,“ sagte Ottilie einfach.

„Das habe ich gedacht,“ erwiderte Jaffé ebenso

einfach, „aber die gnädige Frau muß es doch noch überlegen.“

„Glauben Sie, daß Frau Brice dagegen sein würde?“

„Das würde nichts ausmachen, weil Frau Brice ... ich kenne sie, sie geht so weit als ihre Kräfte reichen, oder vielmehr so weit als sie glaubt, daß sie reichen, und dann bricht sie plötzlich zusammen, muß ins Bett, und in solchen Fällen hat man die größte Mühe, sie wieder auf die Füße zu bringen. Von heute an wird sie wenigstens acht Tage niemand bemühen, ausgenommen für ihre eigene Pflege, und die versteht die treffliche Kammerfrau, die darin geübt ist, aufs beste. Aber das, was ich sagen wollte, das geht Sie selbst an, gnädige Frau.“

„Mich?“ fragte Ottilie ganz überrascht.

„Ja, die gnädige Frau ist jung, die gnädige Frau ist eine schöne Dame, ich sage es ihr mit aller Achtung, die ich ihr schulde, und die mir vielleicht nicht erlaubt, eine eigene Meinung in betreff der gnädigen Frau zu haben; aber was ich davon sage, geschieht nicht, um die gnädige Frau zu beleidigen, die es mir verzeihen wird . . .“

„Jaffé,“ rief Ottilie, „ich verstehe nicht . . .“

„Das kommt nur davon, daß die gnädige Frau nicht daran gedacht hat, aber es ist die Wahrheit; und die gnädige Frau muß daran wohl vorher denken, im schlimmsten Falle könnte ich ja auch den Kleinen ganz allein pflegen. Aber die gnädige Frau weiß

ebenso gut wie ich, daß die Pocken ... die Pocken ... daß etwas davon hängen bleibt! Sie sind wie die Ärzte sagen, eine ansteckende Krankheit, und eine Entstellung des Gesichts bleibt zurück. Sehen Sie, gnädige Frau, das, fühlte ich, war meine Pflicht gegen die gnädige Frau auszusprechen, in der Abwesenheit des gnädigen Herrn, die ein rechtes Unglück ist ... aber man muß sich darin fügen, weil Herr Richard zum Besten des Landes weggegangen ist!"

Endlich war Jaffé mit seiner langen Rede fertig, und der Salon, inzwischen ganz dunkel geworden, erschien noch unheimlicher und öder, als diese ehrliche Stimme verstummte.

Daran hatte Ottilie allerdings nicht gedacht. Es war ihr nicht einen Augenblick eingefallen, daß die gräßliche Krankheit eine Frau ganz unkenntlich machen kann ... Sie versenkte sich in ihr Innerstes und sah ihrem Gewissen scharf in die Augen, indem sie sprach: „Hast du Furcht?"

„Furcht wovor?" fragte das Gewissen, welches sich zu verstecken suchte.

„Furcht davor, daß er dich nicht mehr liebt, wenn er dich entstellt, scheußlich wiederfände ..."

Das Gewissen erzitterte und wagte nicht zu antworten.

„Aber wenn er sein Kind tot findet," hub Ottilie wieder an; „glaubst du, daß er dir's jemals verzeihen wird?"

„Das würde doch nicht meine Schuld sein," wollte das verwirrte Gewissen einwenden.

„Und du, würdest du dir es selbst verzeihen?"

„Niemals!" erwiderte das Edelste in Ottiliens Natur, und sie richtete sich in ihrer ganzen Höhe empor.

Jaffé war stumm diesem inneren Kampfe, den er erriet, und dessen Ausgang er mit Angst erwartete, gefolgt. Es wäre doch sehr natürlich gewesen, daß eine schöne Dame, wie die gnädige Frau, ein wenig an ihr Gesicht dächte, und noch dazu als Frau eines Mannes, den sie so sehr liebte . . .

„Jaffé," sagte Ottilie mit ihrer schönen, klangvollen Stimme: „Sie haben Ihre Pflicht gethan, und ich danke Ihnen dafür . . ."

Sie hielt inne. Eine entsetzliche Befürchtung bemächtigte sich des armen Jaffé.

„Also," sagte er in einem Tone kühler Höflichkeit: „Befiehlt die gnädige Frau, daß ich die Lampen bringen lasse?"

„Das ist unnötig. Gehen Sie voraus zu Edmund! Ich folge."

Jaffé gehorchte stillschweigend. Als er die Thür wieder geschlossen hatte, legte er seine beiden Hände ineinander und drückte sie so heftig, daß sie davon wie erstarrt wurden. Er war durchaus nicht eine demonstrative Natur, aber wenn seine Freude und Befriedigung die Grenzen überschritt, so schüttelte er sich selbst heftig die Hand. An diesem Abend dauerte

seine Aufregung länger als gewöhnlich. Es war dies sehr erklärlich, denn er erinnerte sich nicht, jemals so zufrieden gewesen zu sein.

Mit ruhigem Schritte trat die junge Frau in das Zimmer ihrer Schwiegermutter, welche soeben zu sich gekommen war. Blaß, durch Kissen gestützt, würde sie wie eine Sterbende ausgesehen haben, wenn nicht der lebhafte Glanz ihrer Augen das wiederkehrende Leben verraten hätte.

„Da bin ich, Großmutter," sagte Ottilie mit einer Ungezwungenheit, die ihr in diesem Hause bisher fremd gewesen war. „Sie sind recht leidend gewesen? Aber Sie befinden sich schon besser, man sieht es."

„Ach, ich bin zu nichts mehr gut," erwiderte Frau Brice, „und dies arme Kind . . . wie verlassen wird es sein!"

Thränen entströmten ihren Augen, aber ihr immer kampfbereiter Stolz unterdrückte dieselben sofort.

„Verlassen? Großmutter! Und warum? Wenn es Gott gefällt . . ."

„Ja, ich weiß wohl, Sie werden barmherzige Schwestern kommen lassen . . ."

„Wenn Sie es wünschen, gewiß; aber erlauben Sie mir, es Ihnen zu sagen, Großmutter: da Sie sich nicht mehr an Edmunds Bette Tag und Nacht zu halten vermögen, werde ich Ihre Stelle einnehmen?"

„Sie?" rief Frau Brice, deren Hände zitterten, mit schwacher Stimme.

„Ja, ich. Was finden Sie darin Außerordentliches?" erwiderte Ottilie lächelnd.

„Sie kennen seine Krankheit?"

„Ja, ich kenne sie."

„Und Sie wollen ihn pflegen? Was wird Richard sagen?"

„Wenn es mein Sohn wäre, Großmutter," erwiderte Ottilie mit einem leichten Zittern in der Stimme, „würden weder Sie, noch mein Mann daran denken . . ."

Frau Brice betrachtete lange ihre Schwiegertochter, und Thränen traten in ihre Augen, die sie dieses Mal nicht zu verbergen versuchte.

„Es ist gut," sagte sie darauf, „aber . . . es ist unmöglich," stieß sie plötzlich heraus, indem sie errötete, halb vor Gemütsbewegung, halb vor Scham. „Wie wollen Sie es anfangen? Wenn er Sie sieht, wird er nicht außer sich sein? Das arme Kind liebt Sie nicht, Sie wissen es, und in dem Zustande, in dem es sich befindet, kann man ihm deshalb nicht zürnen . . ."

Die Stimme der Großmutter war ganz weich, fast flehend geworden. Ottilie antwortete ihr mit derselben Milde:

„Ach, es wird lange dauern, bis Edmund mich sehen kann. Schon jetzt sind seine lieben, armen Augen ganz zugeschwollen."

Frau Brice wandte sich schluchzend der Wand zu.

„Haben Sie nur Vertrauen, wir werden ihn retten."

sagte die junge Frau mit warmer und ermutigender Stimme. „Glauben Sie mir, Sie können ohne Furcht ruhen.“

Schnell wandte sich die Großmutter wieder zu Ottilie und reichte ihr beide Hände; als diese sich herniederbeugte, zog Frau Brice sie an ihr Herz und gab ihr einen Kuß, einen wahren Mutterkuß.

„Gott helfe Ihnen!“ sagte sie zu ihr. „Aber jetzt muß ich schlafen, denn ich fühle, daß mir die Sinne schwinden.“

IX.

Der Arzt hatte vollständige Ruhe für die Großmutter verordnet, die er übrigens in einigen Tagen wieder ganz hergestellt zu sehen hoffte. Auch er hatte Frau Richard an die Gefahr, der sie sich aussetzte, pflichtmäßig erinnert, und ebenso, wie das ganze Dienstpersonal des Hauses, verwunderte er sich aufs höchste über die Ruhe und Ordnung, welche diese starke und großherzige Seele um sich verbreitete, und über die sichere Würde, mit der sie, ohne viel Worte zu machen, dem Ganzen vorstand.

Sie hatte bestimmt, daß sie und Jaffé abwechselnd die Nacht bei dem Kranken zubringen sollten, um so ihre Kräfte für den Kampf zu schonen, der möglicherweise sehr lange dauern würde, und mit dem Vorbe-

halt, nötigenfalls die Pflege der barmherzigen Schwestern in Anspruch zu nehmen, wollte sie zunächst noch auf dieselbe verzichten; die Furcht vor Ansteckung, welche jene verachtet haben würden, war so stark in Ottilie, daß der Gedanke allein sie schreckte, ein anderes Leben als das ihrige derselben auszusetzen.

Die größte Schwierigkeit bot die Frage, wie weit sie ihren Mann von dem Geschehenen unterrichten sollte. Absolutes Schweigen war unmöglich; sie hatte sich deshalb darauf beschränkt, ihm mitzuteilen, daß Edmund, an dem sich die Symptome eines Ausschlagfiebers gezeigt hätten, nach den „Pinien" transportiert sei, wo sie bis zu seiner Wiederherstellung zu bleiben gedächte. In dieser Darstellung sah das Ganze wie ein gewöhnlicher Zwischenfall aus.

Richard antwortete, daß er sofortige Nachrichten durch den Telegraph und Näheres in Briefen erbäte.

Ein Telegramm wurde abgesandt, welches lautete: „Zustand derselbe!" Der Brief, welcher folgte, war so abgefaßt, daß er die Unruhe des Vaters nicht vermehren konnte, ohne ihn doch zu täuschen, wenn er nur zwischen den Zeilen lesen wollte, und gerade darin wurde die Aufgabe Ottiliens außerordentlich schwierig.

Eine rechte Mutter hätte keinen Augenblick gezögert: entweder hätte sie den Vater sofort herbeigerufen, wenn sie sich unfähig fühlte, die Last einer so großen Verantwortlichkeit allein zu tragen, oder sie hätte alles auf sich genommen, in der Zuversicht, daß, was auch

geschähe, sie in den Augen ihres Mannes gerechtfertigt sein werde.

Ottilie hatte weder das Gefühl, daß sie alles wagen könnte, noch daß sie, ohne einen Vorwurf zu fürchten, ihren Mann in seiner wichtigen Mission stören dürfe. Sie machte sich wohl auch nicht ganz den Zustand Edmunds klar und suchte, wie alle tapferen Herzen, aus Furcht die Gefahr zu übertreiben, dieselbe vor sich zu verringern. Überdies war sie, ohne alle Kenntnis von Kinderkrankheiten, in den ersten Tagen ihres neuen Berufes ganz entsetzt gewesen, dann aber hatte sie auf die Versicherung des Arztes, daß diese Symptome des Krankheitsausbruches nicht gerade etwas Ungewöhnliches an sich hätten, und daß die wahre Gefahr sich erst später zeigen würde, den wirklichen Stand der Dinge vollständig aus den Augen verloren.

Das Übel war aber noch entsetzlicher, als man anfangs angenommen hatte: es war die schlimmste Art der schwarzen Pocken, welche das Gesicht des Knaben gänzlich entstellten und sein Gehirn auf das fürchterlichste angriffen. Er befand sich in einem fortwährenden Delirium: bald rief er seine Großmutter mit wimmernder Stimme, bald geriet er in Wut und wollte aus dem Bette springen, so daß Jaffé große Mühe hatte, ihn zurückzuhalten. Dann rief er seinen Vater, Jaffé, seine Lehrer aus dem Lyceum, indem er abwechselnd sie anflehte und ihnen befahl, ihn von den Feinden zu befreien, welche ihm so unerträgliche Qualen verursachten.

Endlich erschöpfte sich das Delirium, und an seine Stelle trat eine erschreckende Erstarrung, die nur von Zeit zu Zeit durch ein Seufzen unterbrochen wurde. In solchem Zustande rief Edmund zum erstenmale nach seiner Mutter.

Waren die Erinnerungen seiner frühsten Kindheit in diesem großen Wirbelsturm aller seiner Gedanken an die Oberfläche seines Geistes gestiegen? Das erste Mal, daß er deutlich das Wort „Mama" aussprach, ließ Ottilie bis ins Innerste erbeben.

„Mama, trinken!" bat Edmund, wie zu der Zeit, wo er noch als kleines Kind nachts in seiner Wiege Durst empfunden hatte.

Ottilie brachte das Glas an die brennenden Lippen, welche mit Gier tranken, dann lauschte sie wieder.

„Mama, ich habe solche Schmerzen," wimmerte der Knabe, und dieselbe müde Klage kehrte lange immer wieder auf seine Lippen zurück.

Ottilie war ganz bestürzt, unbeweglich vor dem Bette geblieben, in welchem ihr Feind, ja der Feind ihres Glückes, ruhte. Wie mager, wie abgezehrt war dieses schöne Kind, welches seit Jahren sich ihr so gehässig gezeigt hatte! Ein Trost blieb ihr: während seiner Krankheit hatte Edmund nie von ihr gesprochen, niemals in den schlimmsten Augenblicken des Deliriums hatte er eine Anspielung auf diejenige gemacht, welche er immer „gnädige Frau" nannte.

„Mama," rief das kranke Kind in einem unaus-

sprechlich flehenden Tone, „mein Kopf brennt, o, mir ist so schlecht!“

Langsam wie von einem Magnet angezogen, beugte sich Ottilie über das Bett. Eine kleine weiße Stelle war unberührt geblieben auf der entstellten, unkenntlichen Stirn. Sie betrachtete diese mit einem unwiderstehlichen Verlangen; ihr ganzes Herz zog sie zu dem Kleinen hin, der vielleicht dem Tode nahe war, und jetzt erst verstand sie, wie sehr sie ihn geliebt hatte.

Ja, sie hatte ihn zärtlich, leidenschaftlich geliebt, diesen Erstgeborenen ihres Mannes, sie, die niemals Mutter sein sollte! Während sie ihn stumm betrachtete, sprach sie aus ganzer Seele zu ihm:

„Mein Kind!“

Dann neigte sie sich immer weiter herab und endlich so tief, daß ihre Lippen die kleine weiße Stelle berührten und dort sich festhefteten.

Es war der zweite Kuß, welchen sie auf diese rebellische Stirn drückte — den ersten hatte Edmund mit seinem Ärmel weggewischt — sie erhob sich von Entsetzen gefaßt, ob er sie bemerkt, sie erraten haben mochte, ob er sie mit Abscheu von sich stoßen würde! O wie schrecklich, wenn sie ihm geschadet hätte, indem sie die Dämonen des Deliriums, welche ihn für einen Augenblick verlassen hatten, aufs neue entfesselte!

„Mama,“ wiederholte Edmund, mühsam seine Arme zu ihr ausstreckend, „Mama, küsse mich noch einmal.“

Sie konnte nicht widerstehen; die Arme des Kindes sanken zurück, und sie drückte den armen, schmerzenden Kopf an ihr Herz, indem sie ihn küßte und sich von ihm wieder küssen ließ. Dann legte er sich zurück und versank in einen tiefen Schlaf.

„Was habe ich gethan?" dachte Ottilie, indem sie plötzlich zum Bewußtsein der Wirklichkeit zurückkehrte. Sofort wusch sie sich die Hände und das Gesicht, dann setzte sie sich wieder an das Bett, und ihre Thränen flossen reichlich und ruhig.

Was lag auch daran, daß es für sie eine Gefahr gab? Hatte sie nicht soeben einen der köstlichsten Eindrücke ihres Lebens empfangen, und wer weiß, ob der Gedanke der Gefahr nicht noch das vermehrte, was es Köstliches und Heldenmütiges darin gab; das Kind konnte vergessen, und es würde ohne Zweifel vergessen; aber richtete sich die Liebkosung, welche sie empfangen hatte, gewiß auch an sie? Der Kuß des kranken Kindes hatte ihr gegolten, die ihn in ihre Arme genommen hatte, wer sie auch sein mochte, ihr, die in diesem gefahrvollen Augenblicke trotz alledem seine Mutter gewesen war.

„Meine Tochter," sagte die alte Frau Brice mit leiser Stimme, „Sie haben eine Unvorsichtigkeit begangen, die Ihnen das Leben kosten kann."

Ottilie wandte sich um; sie hatte ihre Schwiegermutter nicht gesehen, welche langsam herbeigekommen war und sie aus der Ferne durch die offene Thür

beobachtet hatte, welcher eine lange Reihe zusammen-hängender Zimmer folgte.

„Ich habe Sie gerufen, Sie haben mich nicht gehört, meine Stimme ist so schwach ... ich würde es nicht erlaubt haben ... mein Sohn würde es nicht erlaubt haben ... aber Sie sind eine tapfere und gute Frau ... Kommen Sie an mein Herz!“

X.

Der Doktor sprach sich über den tiefen, totenähnlichen Schlaf, in welchem Edmund nach seinem Fieberanfall versunken war, wenig beruhigend aus. Die Kräfte des Kranken seien gänzlich erschöpft, erklärte er, die nächste Nacht könne die letzte sein; wenn der Knabe aus dieser Erstarrung erwache, werde er vielleicht gerettet werden, aber er müsse bitten, einen Pariser Kollegen hinzuziehen zu dürfen, da er die weitere Verantwortlichkeit nicht allein übernehmen könne.

„Warum haben Sie mir das nicht früher gesagt?“ rief Ottilie außer sich, „ich würde meinen Mann herbeigerufen haben. Was ich jetzt auch thue, ... er kann ja nicht mehr zur rechten Zeit eintreffen ...!“

Der Arzt antwortete, daß die gefährliche Wendung, welche die Krankheit genommen, ganz und gar unerwartet, und daß er selbst darüber erstaunt sei. In großer Aufregung empfahl er sich, mit dem Ver-

sprechen, am nächsten Morgen sofort nach Tagesanbruch mit einem Kollegen zurückzukehren.

Ottilie telegraphierte an ihren Mann und traf verschiedene Anordnungen. Da sie unter allen Umständen die Großmutter, welche glücklicherweise während des Besuches des Arztes schlief, nicht erschrecken wollte, rief sie Jaffé und vertraute ihm die ganze Wahrheit an; auch bat sie ihn, auf alle Fälle in Hörweite zu bleiben. Darauf machte sie ihre Nachttoilette, legte ein einfaches, leichtes Kleid an und kehrte zu dem Kranken, den sie vorher noch in ein abgelegeneres Zimmer hatte bringen lassen, zurück, gefaßt auf eine lange und schwere Nachtwache.

Die neue Krankenstube war ein geräumiges Gemach, welches sich in einem Flügel des ältesten Teiles der „Pinien" befand. Durch vier große Fenster strömte auf drei Seiten das Licht herein. Von Zeit zu Zeit öffnete Ottilie eines derselben, um frische Luft einzulassen; auch ließ sie die Läden nicht schließen, da es ihr schien, als ob der Tag niemals früh genug anbrechen könnte, und da sie die ersten Strahlen der Morgenröte hervorbrechen sehen wollte.

Die größte Stille herrschte im Hause; man hätte nicht geahnt, daß Tod und Leben in dieser schweigenden Atmosphäre miteinander kämpften. Ottilie hatte einzuschlummern versucht, aber der Schlaf war nicht gekommen.

Ottilie blieb auf dem Ruhebette ausgestreckt liegen, äußerlich völlig ruhig, die Augen geschlossen, um sie

zu schonen, denn sie verursachten ihr einen brennenden Schmerz, und so überdachte sie ihr ganzes Leben, das ihres Mannes, das des Knaben, welches vielleicht zu Ende ging, und dessen letzte Stunden sie möglicherweise jetzt verstreichen sah.

Was würde geschehen, wenn Edmund stürbe? Was würde Richard sagen, der von den letzten Lebensaugenblicken seines Sohnes fern gehalten war? Sie fühlte, daß sie jetzt ihrem Manne frei ins Gesicht blicken konnte: der von seinem Sohne ihr gegebene Kuß reinigte sie von jedem Vorwurf! Wenn sie unrecht gethan hatte, so war es in der Absicht geschehen, Gutes zu thun. Niemand, selbst nicht der der letzten Liebkosungen seines Kindes beraubte Vater würde ihr vorwerfen können, daß sie es zu wenig geliebt habe.

Die Nacht ging dahin. In bestimmten Zwischenräumen versuchte sie, Edmund die vorgeschriebene Medizin zu geben. Anfangs nahm er sie ohne Widerstreben, aber als die Nacht vorschritt, wollte oder konnte er nicht mehr die Lippen auseinanderbringen. Alle ihre Versuche waren vergeblich. Jaffé war ebenso ohnmächtig wie sie. Selbst Gewalt half nichts. Sie schickte den treuen Diener fort und blieb allein an dem Bette, angstvoll die Minuten zählend.

Die Stunde war vergangen, in welcher die Pariser Ärzte hätten eintreffen können, wenn sie den Frühzug benutzt hätten, und Ottilie war noch allein. Edmund, der starr unter den Bettdecken lag, sah aus wie ein Toter. Sein unterbrochenes Atmen war das einzige

Lebenszeichen. Die Aufregung ihrer Gedanken warf die junge Frau in eine schmerzvolle Erschlaffung. „Wenn sie nur noch zur rechten Zeit kommen,“ sagte sie sich wohl zwanzigmal in der Minute.

Ein schwacher, grauer Lichtschein erschien am Himmel. Es war nicht der Anbruch des Tages, sondern ein Aufleuchten der Nacht. Wald und Park waren noch nicht zu erkennen, aber man hätte glauben mögen, daß an den Fenstern große, graue Tücher hingen, die viel entsetzlicher anzusehen waren, als die vollständige Dunkelheit.

Ottilie bereute es, hinausgeblickt zu haben, und derselbe Furchtschauer, den sie an jenem Abend empfunden, als sie ihr mütterliches Pflegeramt angetreten, erschütterte ihr Leib und Seele. Sie wandte den Kopf zurück. Hinter ihr lag das Zimmer, in welchem Jaffé schlief — oder auch nicht schlief — dann eine Reihe von unbewohnten Gemächern, vor ihr das stumme, unbewegliche Kind ... Sie stand leise auf. Ein Fieberschauer durchzitterte ihren Körper, aber sie ging vorwärts, um die Thür, welche zu den leeren Zimmern führte, zu schließen. Als sie zurückkehrte, warf sie einen Blick auf Jaffés Sofa. Er war vor Müdigkeit eingeschlafen ... Sie kehrte zu dem Bette zurück.

Das Nachtlicht, von einem Schirm verhüllt, brannte ruhig; kein Geräusch, nicht einmal ein Hauch war zu vernehmen. Edmund atmete so wenig, daß man sich über ihn beugen mußte, um ihn zu hören. Zu wieder-

holten Malen lauschte Ottilie darauf . . . jedesmal heftiger von dem Gedanken ergriffen, daß alles zu Ende sei! Es erregte ihr jetzt Furcht, dieses Kind, das, mager wie ein Skelett, mit dem aufgedunsenen Gesichte schrecklich anzuschauen war, dieses Kind, welches sie am Abend zuvor geküßt hatte!

Immer düsterer wurde das Grau, welches sich über den Himmel ausbreitete; es sah aus, als ob große ungleiche Fetzen draußen herabhingen. Die finstern Massen des Gehölzes von unbestimmter Farbe hatten die verschwommenen Formen riesenhafter Grabmäler. Ottilie fühlte sich wie von einem eisigen Schauder erfaßt in dem weiten, hohen Gemache. Sie blieb stehen, plötzlich überkam sie der Schrecken der Wirklichkeit; sie fühlte sich so arm, so allein, so elend; es schien ihr, als ob alles um sie herum zusammenbrach und sie eine Planke suchen müßte, um sich daran fest zu halten.

Sie blickte um sich: das Bett glich einem Katafalk, die Nachtkerze einem Grabeslicht, der Himmel füllte sich mit Schreckgestalten. Der Kopf schwindelte ihr, sie brach am Fuße eines Kruzifixes, das an der Wand befestigt war, zusammen. „O mein Herr und mein Gott!“ flehte sie ganz leise, indem sie die Hände emporstreckte und Thränen ihren Augen entströmten, „mein Gott, rette meinen Sohn. Mein Schoß hat ihn nicht getragen, in meinen Armen hat er nicht gelegen, aber er ist mein Sohn! Du hast ihn mir gegeben, die Menschen haben ihn mir gegeben, er ist mein Sohn,

und ich liebe ihn; ich muß vor seinem Vater für ihn einstehen! Was wird der Vater sagen, wenn ich ihm seinen Sohn tot zurückgebe? Er wird sagen, daß ich ihn nicht genug geliebt habe, daß eine rechte Mutter ihn gerettet haben würde, daß sie verstanden, erraten, erfunden haben würde, was nötig war, um ihn zu retten, daß ich Unwissende nichts habe thun können. O, mein Gott, mein Gott, erbarme dich!"

Sie ließ sich ganz und gar zu den Füßen des Kruzifixes nieder, in dem vernichtenden Gefühle ihrer Ohnmacht, weinend, ohne es zu wissen, müde, geknickt und bis in den Tod betrübt. Der Gedanke, daß sie lieber sofort sterben möchte, um nicht zu wissen, wie alles enden würde, bemächtigte sich ihrer auf Augenblicke immer wieder; sie hatte die Augen geschlossen, um den Schreckgebilden dieses gräßlichen Tagesanbruches zu entfliehen, und blieb so lange am Boden liegen, in der Betäubung ihres Schmerzes eine Art Ruhe, fast Schlaf findend.

Sie hatte vielleicht wirklich geschlafen. Plötzlich fuhr sie empor.

Sie hatte sprechen gehört!

Sie öffnete ein wenig die Augen, doch schloß sie sie instinktiv sofort wieder. Ein rosiger, starker Lichtschein erfüllte das ganze Gemach. Sie blickte um sich und sah die Morgenröte fröhlich durch die Fenster hereindrängen. Das Nachtlicht knisterte zwei- oder dreimal, dann erlosch es plötzlich, und alles schien voller Leben und Licht.

„Trinken!“ wiederholte Edmunds Stimme jetzt ziemlich klar und deutlich.

Mit zitternder, unsicherer Hand goß Ottilie etwas lauwarmen Thee in eine Tasse und näherte sie den Lippen des Kindes. Instinktmäßig richtete er sich ein wenig auf den Kissen auf, um schneller zu trinken. Dann ließ er sich wieder zurückfallen, aber suchte einen weniger heißen Platz, wo er mit einem Ausdruck des Wohlseins sich zurücklehnte.

Nach kurzem Schweigen sagte er ganz deutlich:

„Großmutter?“

Ottilie war wie versteinert, sie traute ihren Ohren nicht, dann näherte sich Jaffé, welcher beim ersten Tone aufgewacht und herbeigeeilt war, dem Bette und antwortete mit lauter Stimme, da Edmund schwer hörte:

„Sie schläft, mein lieber Junge. Jaffé ist hier.“

„Sie schläft? Das ist gut,“ antwortete der Knabe. Und sich der Wand zuwendend, schlief er sofort wieder ein.

Eine stumme, unerhörte Freude erfüllte das Herz Ottiliens. Sie wagte nicht, sich zu bewegen, aus Furcht, daß das Traumbild vor ihr zusammensänke. Die Augen auf den jungen Schläfer gerichtet, lauschte sie noch immer; der Ton dieser heiseren, durch das Fieber erstickten Stimme war ihren Ohren wie himmlische Musik erklungen.

„Gnädige Frau,“ sagte jetzt leise Jaffé zu ihr: „Er ist gerettet!“

Ottilie wandte sich rasch um und betrachtete den wackern Diener mit einem begeisterten Ausdruck.

„Ich glaube es,“ erwiderte sie, „aber sagen Sie Frau Brice nichts davon, ehe die Ärzte gekommen sind.“

Jaffé nickte mit dem Kopfe und ging geräuschlos hinaus.

Ottilie schritt langsam auf das dem Bette entfernteste Fenster zu und öffnete beide Flügel. Die köstliche Morgenfrische drang mit den ersten Sonnenstrahlen hinein. Die junge Frau badete sich einen Augenblick in diesem Licht und in dieser Freude: der Garten duftete so süß. Die großen, grauen Wolkenmassen der Morgendämmerung waren zu reizenden, goldgeränderten Wölkchen geworden, welche in dem Azur des Himmels sanft dahinzogen; nur ein leichter Nebelschleier, wie er den schönen, heißen Sommertagen vorausgeht, lag noch über der Erde, und die Vögel sangen lieblich in den Büschen des Parkes. Eine Amsel besonders schien sich in Liedern nicht genug thun zu können.

„O, mein Gott, ich danke dir!“ flüsterte Ottilie, indem sie die gefalteten Hände zu dem strahlenden Äther emporhob.

In demselben Augenblicke fuhren die Ärzte in den Hof.

XI.

Die Untersuchung des kleinen Kranken ergab ein befriedigendes Resultat. Eine Depesche Richards, welche

bald darauf eintraf und kurz lautete: „Edmund?“ wurde ebenso kurz beantwortet: „Gerettet!“ Nun glaubte die junge Frau, die endlich ihre fürchterliche Angst los war, daß ihr ganzes Wesen sich auflösen, daß sie dahinsterben müßte in einem unaussprechlichen und glücklichen Mattigkeitsgefühl.

Die Krankheit war indes noch lange nicht beendigt; allerdings war die gefährliche Periode zum Abschluß gekommen, nun begann aber die unerträgliche. Mit den Lebenskräften kehrten auch Edmunds Launenhaftigkeit und Widersetzlichkeit, die noch durch die dem Kranken eigene Reizbarkeit erhöht waren, zurück. Frau Richard freute sich beinahe, wie sie sich mit Widerstreben eingestehen mußte, daß nach der Aussage des Arztes Edmunds Taubheit noch acht Tage andauern, und auch seine Augen noch so lange geschlossen bleiben würden. So konnte sie während dieser Zeit die Krankenpflege ruhig fortsetzen, ohne daß sie zu fürchten brauchte, erkannt zu werden.

Ein unausstehliches Jucken quälte den Knaben, so daß er unbewußt die Hände nach seinem Gesichte führte. Wollte man dasselbe vor Entstellung bewahren, so kam alles darauf an, daß diejenigen, welche ihn zu pflegen hatten, ihn daran verhinderten, die Schorfe seiner Pockenpusteln abzukratzen. Hier lieferte Ottilie einen Beweis ihrer ungewöhnlichen Ausdauer. Anfangs hatte die Großmutter sich für fähig erklärt, dies anscheinend so einfache Amt zu übernehmen, das darin bestand, mit einer vorsichtigen Bewegung die mechanisch

erhobene Hand zurückzuhalten. Aber bereits nach einer halben Stunde war sie todmüde von der gespannten Aufmerksamkeit, welche die Überwachung dieser hundertmal wiederholten Handbewegung des Kranken erforderte.

Jaffé, welcher dann ihre Stelle einnahm, hatte nicht das erforderliche Ansehen. Edmund gewohnt, ihm nur so weit zu gehorchen, wie es ihm gefiel, schüttelte die schützende Hand heftig ab, als er an der groben Haut die des Dieners erkannte.

Am Abend des ersten Tages erklärte die alte Frau Brice dem Doktor, daß es nicht mehr zum Aushalten sei, und daß die Rekonvalescenz alle Bewohner der „Pinien" vollends umbringen würde.

„Es gibt nur einen Ausweg, gnädige Frau," erwiderte der Arzt, „wenn der junge Herr nicht will — oder nicht kann, denn dieser Trieb entzieht sich oft aller Überlegung — wenn er also sich des Kratzens nicht enthalten kann, so muß man ihm die Hände festbinden."

Die Großmutter, gebieterisch und rasch wie immer, wollte, daß man es auf der Stelle thäte. Ottilie, welche ruhiger war, erreichte es, daß man zunächst versuchen sollte, Edmund von der Notwendigkeit einer heldenmütigen Geduld zu überzeugen.

„Du weißt, Edmund," sagte die Großmutter zu ihm, „wenn du dich nicht ruhig halten willst, wird man dir die Hände festbinden."

Das Gesicht des Knaben zeigte einen schmerzlichen Ausdruck gedemütigten Stolzes.

„Ich werde ganz ruhig liegen, Großmutter,“ sagte er, „binde mich nicht fest!“

Von diesem Augenblicke an machte er unglaubliche Anstrengungen, der Versuchung zu widerstehen, und oft gelang es ihm auch, aber zuweilen, wenn seine ermattete Willenskraft ihn dem Schlafe nahe brachte, unterlag er der Versuchung, zum großen Entsetzen seiner Großmutter, welche große Stücke auf die Schönheit ihres geliebten Jungen hielt.

Nun bat Ottilie, mit dieser Überwachung betraut zu werden, besonders in den Stunden, in welchen der Drang wie ein Fieber regelmäßig mit der Schlaftrunkenheit zurückkehrte, und sie entledigte sich dieser Aufgabe mit solcher Wachsamkeit, daß die leichte Berührung ihrer Hand die seine zurückhielt, ohne die Ruhe des Rekonvalescenten zu stören.

Nach einigen Tagen bemerkte Ottilie, daß das Gefühl der Liebe in diese bis dahin gewissermaßen abwesende Seele zurückkehrte; Edmund dankte für die ihm erwiesenen Dienste, und sogar ein Lächeln huschte zuweilen über seine noch entstellten Lippen. Wiederholt fühlte sie, wenn sie ihn mit der Hand warnend berührte, daß er ihre Finger, welche ihn gestreift hatten, festhielt. Es war ein stummer Dank, fast eine Liebkosung.

„Da er mich weder sehen, noch hören kann, hält er mich für seine Großmutter,“ dachte sie, und erwiderte den Händedruck der schwachen, zarten Hand.

Eines Morgens, als sie in das Krankenzimmer

gekommen war, um Jaffé abzulösen, welcher die Nacht dort zugebracht hatte, schickte sie sich an, die hier und da zerstreuten Gegenstände zu ordnen. Das große Gemach, in welchem sie eine so fürchterliche Nacht voll innerer Angst zugebracht, hatte in ihren Augen nichts Unheimliches mehr: mit dem Einströmen des Sonnenlichtes an jenem Morgen, und mit der bald darauf folgenden Erhörung ihres Gebetes, hatte das Gemach sein düsteres Aussehen gänzlich verloren, und sie gewann es desto mehr lieb, je größere Fortschritte die Genesung machte.

Als sie mit dem Ordnen fertig war, setzte sie sich an ein Fenster; ihre frühere Geschäftigkeit hatte einer Abspannung Platz gemacht, welche sie ihrer außerordentlichen Ermüdung zuschrieb, und anstatt ihre Arbeit oder ein Buch zu nehmen, um sich damit zu beschäftigen, wie sie es früher gethan hätte, überließ sie sich einer Träumerei, deren Melancholie nicht ohne Reiz für sie war.

Richard wollte zurückkehren, er hatte es sie wissen lassen: er würde seine Mutter und seinen Sohn in vollem Wohlbefinden antreffen. Ottilie hatte während der Abwesenheit ihres Mannes alles wohl gelenkt. Sie war allerdings sehr schwach und bedurfte einiger Erholung, aber man konnte den Knaben bis zu seiner völligen Wiederherstellung bei der Großmutter und dem guten Jaffé lassen; und sie konnten alle beide ganz allein irgendwohin gehen und sich gemeinsam stärken. Sie hatte ein so großes Verlangen nach dem

stützenden Arm ihres geliebten Mannes. Die Tage, welche hinter ihr lagen, erschienen ihr wie Jahre; es schien ihr, daß die feste Hand und der sichere Blick ihres Richard sie jahrelang verlassen habe, und es ward ihr darüber ganz weh ums Herz.

Seit ihrer Ankunft in den „Pinien“ an jenem verhängnisvollen Tage — waren es wirklich nur vierzehn Tage? Es schien unmöglich! — hatte sich jedermann bei ihr Trost geholt; aber niemand hatte sie getröstet, sie hatte immer gegeben, niemals empfangen. Es war nicht zu verwundern, daß sie sich so müde fühlte! Aber die Zukunft würde herrlich sein. Nach dieser kleinen Reise, deren sie so sehr bedurfte, würden sie bei ihrer Rückkehr die Familie wiederhergestellt finden. Fortan würde ihr Platz zwischen ihrem Manne und ihrem Sohne sein, denn Edmund würde es ja erfahren, daß sie ihn gepflegt hatte, und wenn er es erfuhr, konnte er dann länger sein Herz gegen sie verschlossen halten?

Bei diesem Gedanken wandte sie ihren Kopf müde dem Bette zu und plötzlich wurde sie starr vor Erstaunen: die Augen weit offen, den Arm auf den Rand des Bettes gestützt, saß Edmund da und betrachtete sie.

In diesen Jünglingsaugen, die plötzlich viel ernster, männlicher geworden waren, leuchtete ein mildes und zartes Licht, und als sie eine Bewegung machte, öffneten sich seine Lippen:

„Mama!“ rief der Knabe.

Entsetzt sprang sie auf; sie fürchtete eine Rückkehr des Deliriums.

„Mama," wiederholte Edmund, indem er ihr die Hand hinstreckte, „du bist es, die mich gepflegt hat, ich weiß es, ich habe dich sprechen hören, man hielt mich noch für taub, aber ich verstand schon recht gut und besonders seit zwei Tagen, und dann sind deine Hände ganz anders, wie die meiner Großmutter, ich konnte sie vollkommen unterscheiden."

Sie war immer näher und näher herangetreten, jetzt hielt er Ottiliens Hand fest in der seinen.

„Liebe Mama," sagte er, indem er seine noch geschwollenen, thränenerfüllten Augen auf sie richtete, „du hast mir das Leben gerettet! Jaffé sagte es gestern zu Großmutter, als du nicht hier warst, und es war so gefährlich für dich, und ich, ich bin so böse gewesen, wie hast du es thun können für mich, der ich dessen nicht wert war? O Verzeihung, Verzeihung!"

Er verbarg sein von Schamröte bedecktes Gesicht in den Kissen, Ottilie aber fühlte, wie ihre Seele jubelte.

„Mein lieber Junge," sagte sie, „ich habe dich immer geliebt, und jetzt bin ich sehr glücklich!"

Als die alte Frau Brice eine Stunde darauf in das Zimmer trat, fand sie die beiden Hand in Hand dasitzend und miteinander plaudernd.

XII.

Ein namenloser Jubel herrschte in den „Pinien“ über die schnelle Wiederherstellung des jungen Herrn. Richard sollte am Tage nach Neujahr eintreffen, und Edmund wollte durchaus zu seinem Empfange außer Bett sein. Der Arzt sagte nicht nein, riet aber zur größten Vorsicht.

Ottilie ging im Hause hin und her mit einem müden Lächeln auf ihren bleichen Lippen und einem freundlichen Blick in ihren eingefallenen Augen.

„Mein Gott!“ sagte die alte Frau Brice zu Jaffé am Abend vor Richards Rückkehr, „was wird mein Sohn sagen, wenn er seine Frau in diesem Zustande sieht?“

Jaffé zuckte die Achseln, ohne zu antworten; er war ganz und gar nicht zufrieden, und wenn er das nicht war, so hätte man ihn durch nichts dazu vermocht, die Lippen zu öffnen.

Am nächsten Morgen war er in aller Frühe auf dem Bahnhofe, um seinen Herrn abzuholen. Während der ganzen Rückfahrt hörten die Fragen und Antworten zwischen beiden nicht auf; auf alles, was die Gesundheit Ottiliens anbetraf, antwortete der Diener nur ganz kurz und ausweichend, so daß Richard endlich stutzig wurde.

„Gerade heraus damit! Sie ist doch nicht krank?“ fragte er endlich ungeduldig.

„Nein, gnädiger Herr, noch nicht," erwiderte Jaffé!

In den „Pinien" angelangt, eilte Richard auf Edmunds Zimmer. Der Knabe, der seine Schuluniform anhatte, die ihm überall zu weit und zu kurz geworden war, befand sich in einem Zimmer, welches weit entfernt von dem Teile des Hauses lag, in welchem er seine Krankheit durchgemacht hatte, da dieses einer gründlichen Ausräucherung unterworfen wurde.

Was zwischen Vater, Sohn und Großmutter vorging, braucht nicht erzählt zu werden. Nach dem ersten ungestümen Austausch der liebevollen Begrüßungen fiel es Richard erst auf, daß seine Frau nicht zugegen sei.

„Sie hat nicht aufstehen können," sagte seine Mutter, „sie ist so entsetzlich schwach und matt . . ."

„So will ich zu ihr gehen", rief Richard, indem er sich der Thür zuwandte.

In diesem Augenblicke trat Jaffé in das Zimmer und hielt ihn ehrerbietig mit einer Handbewegung zurück.

„Wenn der gnädige Herr gestattet," sagte er, „die gnädige Frau läßt den gnädigen Herrn bitten, nicht in ihr Zimmer zu kommen; sie läßt sogar den gnädigen Herrn ersuchen, sofort wieder abzureisen. Ich habe auf ihren Befehl frische Pferde vor den Phaeton spannen lassen, der vor der Thüre steht. Die gnädige Frau bittet den gnädigen Herrn, wenn er sie

lieb hat, auf der Stelle abzufahren, weil die gnädige Frau glaubt, daß sie die Krankheit hat, und weil sie nicht will, daß der gnädige Herr sie auch bekommt, besonders da niemand da sein würde, um den gnädigen Herrn zu pflegen."

Richard war bleich vor Entsetzen auf der Schwelle stehen geblieben.

„Und wenn der gnädige Herr jetzt herunterkommen möchte," fuhr Jaffé fort, „so glaube ich, daß der gnädige Herr sehr gut daran thun würde."

„Ach!" rief Richard außer sich, „es ist zu grausam!"

„Sie war gestern abend nicht so leidend," sagte die alte Frau Brice in schmerzbewegtem Tone, „aber schon seit einigen Tagen war sie nicht wiederzuerkennen."

„O meine teure Frau!" rief Richard mit einem Ausdruck der Verzweiflung, welcher seiner Mutter Thränen entlockte. „Wer wird sie pflegen? Es wäre meine Pflicht, hier zu bleiben und ihr zu vergelten, was sie für meinen Sohn gethan hat."

„Das wäre Wahnsinn!" entgegnete seine Mutter sehr bestimmt, „wir werden unser Bestes thun, glaube es mir, Richard! Jaffé hat recht, du mußt sofort abreisen."

„Und ich habe den Auftrag, eine barmherzige Schwester aus Paris mitzubringen," sagte Jaffé; „also, gnädiger Herr, es ist von Wichtigkeit, daß wir den Zug nicht versäumen."

„Meine geliebte Frau!“ sagte Richard, indem er wieder stehen blieb, nachdem er einige Schritte gemacht hatte, „ich komme mir vor, wie ein Feigling, wie ein Fahnenflüchtiger!“

„Papa,“ sagte plötzlich Edmund, welcher sehr ernst der Unterredung gefolgt war, „es gibt nur einen, der Mama ohne Gefahr pflegen kann; der bin ich! Ich verspreche es dir, so schwach ich auch bin, ich werde nicht von ihr weichen, es sei denn, daß sie selbst mich wegschickt.“

Das Wort „Mama“, so neu in dem Munde seines Sohnes, erschütterte Richard, welcher seine Festigkeit bisher bewahrt hatte, bis zu Thränen. Er drückte Edmund in seine Arme mit einer Zärtlichkeit, welche, wie es ihm vorkam, zum erstenmale seinem tiefsten Herzen entströmte.

„Gut, ich überlasse sie dir,“ sagte er, „denke daran, daß du ihr das Leben schuldest, und daß wir niemals, du hörst es wohl, mein Sohn, niemals dieser Schuld gegen sie ledig sein werden.“

Mit gebrochenem Herzen reiste er ab. In der nächsten Woche sah man ihn in Paris hin und her gehen, anscheinend mit den wichtigsten Angelegenheiten beschäftigt, in Wirklichkeit nur an das Zimmer der „Pinien“ denkend, in welchem seine Frau krank darniederlag. Glücklicherweise ahnte er nicht den tiefen Kummer, den sie über seine Abwesenheit empfand.

Ihn nicht zu sehen, ihn nicht einmal zu hören, zu wissen, daß der kurze Moment, in welchem sie in

den Augen ihres teuren Mannes alles das hätte lesen können, was sie darin zu lesen berechtigt war, für ihn möglicherweise das Gift gewesen wäre, welches sie fern halten wollte, das war für Ottilie eine gewaltige Selbstüberwindung und Entsagung gewesen.

Würde sie ihn jemals wiedersehen, diesen geliebten Mann, dem sie ihre Schönheit und ihr Leben geschenkt hatte? Und wenn sie stürbe! Sie mußte ja sterben, ohne ihn wiedergesehen zu haben, und sogar im Tode durfte sie nicht den letzten Blick, die letzte Liebkosung erhalten, die man den Seinigen erweist, ehe man den Sarg schließt!

Als sie immer tiefer sich in ihre zerrissene Seele versenkte und in Thränen ausbrechen wollte über den Jammer, der ihr Leben überschattete, tönte eine Stimme, die noch etwas heiser klang, an ihr Ohr.

„Mama, ich habe Papa versprochen, dich nicht eher zu verlassen, bis du mich wegschicktest; erlaubst du, daß ich ein wenig bei dir bleibe? Papa hat gesagt, daß ich dich pflegen dürfe!“

Edmund hatte sich ihr genähert; sie betrachtete ihn mit ihren brennenden Augen, und es kam ihr vor, als ob diese Kinderstimme ein Tropfen frischen Wassers für ihren Durst wäre.

„Und wir dürfen uns küßen, Mama,“ sagte der Knabe ganz fröhlich, indem er sich nahe zu ihr setzte, „ich allein darf dich küssen.“

Dabei drückte er einen langen Kuß auf Ottiliens Wange.

„Erinnerst du dich daran, als ich so krank war und du mich geküßt hast?"

„Du erinnerst dich daran?" flüsterte die junge Frau, von dieser Erinnerung überwältigt.

„Jawohl! Nicht wahr, es ist merkwürdig, ich habe fast alles andere vergessen, aber daran kann ich mich noch sehr gut erinnern. Freilich, damals kannte ich dich nicht, ich glaubte, es sei Mama."

Er wurde einen Augenblick ganz nachdenklich, dann begann er wieder:

„Ich glaube, meine rechte Mama freut sich im Himmel über dich, denn du bist wirklich meine zweite Mutter."

„Geh jetzt, mein lieber Junge," sagte Ottilie, indem sie ihm die Hand drückte.

Jaffé, der auf der Schwelle stand, trug das Kind in seinen Armen fort, und Ottiliens Thränen wollten nicht versiegen, aber es waren Freudenthränen.

Ottiliens Krankheit war kurz und gutartig; trotz der großen nervösen Erschütterung, die ihr vorausgegangen war, unterstützten die Herzensfreude und der Lebensmut der jungen Frau doch so mächtig ihre kräftige Konstitution, daß sie bald genas. Vier Wochen später sah Ottilie ihren Mann zurückkehren, und endlich konnte sie auch ihre Familie, vereinigt in einem Geist der Liebe und Dankbarkeit gegen sie, um sich sehen.

„Und Yveline?" fragte sie plötzlich.

„Sprich mir nicht von Frau de la Rouveraye," rief die alte Frau Brice, „seit vierzig Jahren bin

ich ihre Freundin, aber ich habe nie eine solche Frau gesehen. Während der ganzen Krankheit Edmunds hat sie sich nach ihm nur auf einer Wiese erkundigen lassen."

„Auf einer Wiese?" fragte Richard.

„Ja, auf der Wiese eines Nachbarn. Sie hat ihren Leuten niemals erlauben wollen, bis auf unser Gut vorzudringen, solche Furcht hatte sie vor Ansteckung. Deshalb hatte sie eine Wiese gewählt, die zwischen den beiden Gütern lag und uns nicht gehörte."

Alle lachten, außer Frau Brice, die sehr erzürnt war.

„Sie hat es mir auch abgeschlagen, meine Tochter zu sehen," sagte Richard, „weil ich hier gewesen sei."

„Vater," sagte Edmund, „nächsten Winter, wenn wir alle zusammen in Paris sein werden, wirst du auch Yveline zu uns nehmen?"

Richards Gesicht umwölkte sich.

„Es wird dir nicht leicht werden," meinte seine Mutter, „ich kenne Frau de la Rouveraye jetzt vierzig Jahre, sie ist immer eigensinnig gewesen; es ist gut für eine Großmutter, wie ich bin, abzudanken und zu euch in das Parterre eures Hauses zu ziehen, aber Frau de la Rouveraye . . ., die würdet ihr nie dazu bringen."

„Aber so," sagte Edmund ganz betrübt, „werde

ich nie eine Schwester haben und Papa nie eine Tochter!“

„Es wird noch alles gut werden, mein liebes Kind,“ sagte Ottilie, indem sie ihm einen Kuß gab.

XIII.

Die Thüren der Kirche La Madeleine standen weit offen, das Brausen der Orgel drang gleich einem Harmoniestrome heraus zum Schlusse einer ersten Kommunion. Es war ein schöner Maientag, so strahlend, so heiß, daß er die Glut des Juni übertraf; die blühenden Kastanienbäume des Platzes glichen großen für diese Feier eigens hergestellten Blumensträußen. Eine Menge eleganter Damen hielt unter dem Schutze ihrer vielfarbigen Sonnenschirme die Stufen besetzt; von unten blickte das Volk mit Teilnahme in das Innere der Kirche herauf, in deren Hintergrunde man schon von der Rue Royale aus den von Lichtern funkelnden und zu Ehren des Marienmonats mit weißen Maiblumen geschmückten Altar erblickte.

Frische Kinderstimmen sangen einen von der Orgel leise begleiteten Choral; dann schritten die jungen Kommunikanten auf dem roten Teppich in langen Reihen dem Ausgange der Kirche zu; sie glichen mit ihren weißen Schleiern und zarten Musselinkleidern

beinahe einem Flug Schwäne, der jetzt die Stufen der Kirche herabschwebte.

Während die Orgel ihre letzten Accorde so mächtig ertönen ließ, daß die Säulen der Eingangshalle davon erzitterten, strömten die wehenden Schleier und anmutigen Gewänder bis auf den Platz herab, und alle die Frauen, welche sich dort befanden, Mütter und andere, grüßten lächelnd die jungen Mädchen, welche, von ihren Familien begleitet, feierlich vorbeischritten.

Yveline stieg mit Frau de la Rouveraye in den ihrer wartenden Wagen. Eine kleine Kommunikantin, die in billigen Musselin gekleidet, mit ihrer Mutter in schlichter Leinwandhaube zu Fuß ging, betrachtete einen Augenblick mit einer gewissen schüchternen Begehrlichkeit das reiche Mädchen; dann aber mochte sie daran denken, daß an einem solchen Tage ganz besonders alle zu demselben Feste geladenen Kinder Brüder und Schwestern seien, denn sie lächelte dem reichen Fräulein, das sie noch lange nicht aus den Augen lassen konnte, vertraulich zu.

Yveline erwiderte etwas erstaunt den ihr zugeworfenen Blick. Das kleine Mädchen aus dem Volke war häßlich und mit Sommersprossen bedeckt, welche ihr weißer Anzug noch mehr hervortreten ließ, aber ihre Augen waren so gut, das Lächeln ihres großen Mundes zeigte eine so rührende Herzenseinfalt, daß die junge Aristokratin das Lächeln mit ihren feinen Lippen erwiderte. Der Wagen setzte sich in Bewegung. Yveline bog sich ein wenig heraus.

„Setze dich doch,“ sagte Frau de la Rouveraye, „dein Benehmen ist nicht schicklich!“

„Ich wollte nur sehen, wo Großmutter Brice und Frau Richard geblieben sind,“ erwiderte Yveline, indem sie gehorchte. „Ich denke, sie sind mit Edmund und Papa in den Landauer gestiegen.“

„Du hast noch Zeit genug, sie zu sehen,“ sagte die Großmama mit dem leichten Anfluge von Ironie, mit welchem sie ihre alte Freundin seit ‚ihrer Bekehrung‘, wie sie es nannte, behandelte.

Im Grunde ihres Herzens klagte Frau de la Rouveraye die alte Frau Brice an, daß sie „umgesattelt“ hätte. Diesen vulgären Ausdruck hatte wenigstens Jaffé gebraucht, als er sich mit Richard darüber ausgesprochen hatte, bei einem der seltenen Anlässe, wo er — wie er sich ausdrückte — „beinahe unterlassen hatte, die dritte Person anzuwenden.“

„Frau de la Rouveraye ist auf Frau Brice böse,“ hatte dieser wunderliche Mann gesagt, „weil dieselbe jetzt Frau Richard liebt. Frau de la Rouveraye hat einmal so etwas gesagt wie, daß das „Abtrünnigkeit“ wäre. Ich habe natürlich nicht das Recht, eine Meinung zu haben, aber es scheint mir doch, daß darin nichts Unehrenhaftes liegt, sich zu irren, aber es ist ebensowenig unehrenhaft, einzugestehen, daß man sich geirrt hat. Ganz gewiß werde ich mir nicht erlauben zu denken, daß Frau Brice sonst unrecht gehabt haben könnte, das würde ja heißen, ihr die schuldige Achtung zu versagen, und dazu bin ich unfähig, aber

der gnädige Herr wird mir gewiß nicht widersprechen, wenn ich behaupte, daß gegenwärtig seine Mutter mehr im Rechte ist als früher. Und was Frau Brice anbetrifft, so ist es ja klar, daß sie mich nicht in ihr Vertrauen zieht, aber eines Tages im Zorn sagte sie mir, als die Rede auf Frau de la Rouveraye kam: ‚Jaffé, ich werde ihr niemals verzeihen, daß sie während Edmunds Krankheit sich auf einer Wiese nach ihm erkundigt hat.‘"

„So ist also diese Geschichte mit der Wiese wirklich wahr?" fragte Richard, ohne sich eines Lächelns enthalten zu können.

„Ob sie wahr ist! Ich bin ja selbst dabei gewesen; die Wiese war nicht groß, und der Diener von la Rouveraye stand hinter einer Hecke, und ich an einer anderen, die gegenüberlag, und so schrieen wir uns die Nachrichten zu, etwa so!"

Jaffé machte aus seinen beiden Händen ein Sprachrohr, dann schüttelte er unzufrieden den Kopf; denn diesem seltsamen Philosophen kam stets die Philosophie abhanden, wenn es sich um La Rouveraye handelte.

Richard lächelte etwas zerstreut; dann fiel er in seine Melancholie zurück.

Jahre waren seitdem vergangen, aber die Stimmung war dieselbe geblieben. An diesem Tage der ersten Kommunion hatte Frau de la Rouveraye indes einwilligen müssen, mit Yveline bei Richard zu frühstücken.

Als das junge Mädchen in den Salon trat, so

weiß und so anmutig mit ihren hübschen krausen Haaren, die widerspenstig aus ihrem Tüllhäubchen herausschlüpften, sah sie aus wie ein Strauß von Schneebällen. Frühlingsfrische und Frühlingsanmut umgab sie.

Ottilie mußte unwillkürlich seufzen. War es nicht schade, daß sie diese Verkörperung der glücklichen Jugend nicht bei sich haben konnte? Edmund war ohne Rückhalt, unwiderruflich ihr Sohn geworden. Wenn sie auch diese reizende Tochter hätte haben können, wie groß wäre ihre Freude gewesen.

Die Gäste saßen bald um den Tisch vereinigt. Der Koch hatte sich selbst übertroffen, um dem „gnädigen Fräulein“ Ehre zu erweisen, und die ungezwungenste Fröhlichkeit herrschte in dem kleinen Kreise. Auf beiden Seiten hatte sich — mit Ausnahme Edmunds — seit dem Tage, welcher Richard mit seiner Frau unter dem Dache seiner Mutter wieder vereinigt, nicht viel geändert. Die Krankheit hatte keine sichtbaren Spuren auf Ottiliens Gesicht zurückgelassen, aber der edle Ausdruck desselben war ernster und liebevoller, die früher etwas trockenen und abgemessenen Gebärden waren herzlicher geworden in der Ausübung ihrer Mutterliebe.

Dennoch zeigte ihr Gesicht sorgenvolle Falten; ein gespannter, fast angstvoller Ausdruck umglitt den Mund, ausgenommen, wenn sie lächelte, und die von Güte erfüllten Augen hatten sich ein wenig verdüstert. Es kam daher, daß Ottiliens Leben durch die so lange

entbehrte Liebe ihres Stiefsohns eine vollständige Umwälzung erfahren hatte. Bis dahin hatte sie als eine glückliche Frau und geliebte Gattin nur für ihren Mann gelebt. Plötzlich hatte sie an ihrer Seite ein großes Kind gefunden, welches zwischen sie und ihn getreten war, und in seiner leidenschaftlichen Eifersucht der einzige Gegenstand ihrer Liebe sein wollte.

Die junge Frau mußte sich strenge überwachen in der ersten Zeit dieses erneuten Honigmondes. So wenig sie auch jemand anders ihre Liebe zeigte, so wenig Aufmerksamkeiten sie einem fremden Kinde erwies, Edmund unterlag doch immer wieder seinen heftigen Schmerzausbrüchen, weil er sich in übertriebener Weise die Verirrung vorwarf, in welcher er soviel Jahre gelebt, und weil er der zärtlichen Liebe sich unwürdig erachtete, welche ihm unentbehrlich geworden war.

Richard hatte anfangs die Stirn gerunzelt. Dieses auffällige Benehmen seines Sohnes schien ihm so sehr alles Maß zu überschreiten, daß er sich versucht fühlte, es für Verstellung zu halten. Ottilie hatte die größte Mühe, ihrem Manne verständlich zu machen, daß er darin nur die Überfülle einer sehr reichen und vielseitigen Natur erblicken müsse. Der Knabe reife zum Manne heran, und man könne nicht mit Strenge, sondern nur mit ruhiger Milde den Lauf dieses ungezügelten Stromes regulieren.

Der Vater gab nicht ohne Widerstreben den Vorstellungen Ottiliens nach. Er hatte sie immer weise in ihren Ratschlägen und Handlungen gefunden; seine

einzige Furcht war, daß sie jetzt für diesen wiedergewonnenen Sohn zu viel Parteilichkeit zeigen möchte. Aber er mußte seiner Frau recht geben und ihr Verfahren billigen. Mehr als einmal legte sie für Edmund Fürsprache ein, die aber der Ausdruck ihrer Güte und Verzeihung war, niemals aus Schwäche oder Nachsicht entsprang. Richard gewöhnte sich bald daran, Ottilien die meisten kleineren Sorgen der Erziehung seines Sohnes zu überlassen, welchen sie fortan ganz nach ihrer Weise behandelte. Die Abdankung der alten Frau Brice war indessen nicht vollständig, ihr lebhafter, unruhiger Geist konnte sie nicht von einer Sache loslösen, welche so viele Jahre hindurch ihr ganzes Leben erfüllt hatte. Aber während sie durch einen Umschwung, der weniger seltsam war, als es schien, jetzt immer Ottilie recht gab, bemerkte sie die Fehler ihres Enkels mit einem Scharfsinn, der durch ein unbestimmtes Gefühl der inneren Unzufriedenheit verdoppelt war.

Nichts hätte ihr das Zugeständnis entlocken können, daß diese in sich sehr bedeutenden, aber durch die großmütterliche Brille noch vergrößerten Fehler vorwiegend aus ihrer wenig verständigen Vormundschaft herstammten. Nein, wenn man sie hörte, so entstammten die Fehler und Irrtümer des Knaben samt und sonders seiner ungezügelten und zum Widerspruch geneigten Natur.

Jaffé hörte ihr zuweilen zu, und sah dabei aus wie eine ausgewickelte ägyptische Mumie. Dieses Aus-

sehen bedeutete bei dem Diener eine Tiefe der Kritik, von der Frau Brice glücklicherweise keine Ahnung hatte. Übrigens kannte Jaffé vollkommen den Ursprung der Fehler seines jungen Herrn; er hatte sie ja entstehen und sich entwickeln sehen; er war einst ihr Opfer oder ihr Zeuge gewesen, und er hätte ohne zu zögern sagen können, unter welchen Umständen sich zum erstenmal diese oder jene Neigung gezeigt, welche jetzt einen beunruhigenden Charakter angenommen hatte, weil sie nicht sofort unterdrückt worden war.

An diesem Tage der ersten Kommunion Yvelinens schien jeder nur an die Freude zu denken. Edmund indessen hatte seine besonderen seit lange ausgereiften Gedanken, und da die Gelegenheit ihm ganz außerordentlich günstig erschien, wollte er sie benutzen.

Unter allen Personen, mit denen er unzufrieden war, stand Frau de la Rouveraye obenan.

„Es ist Yvelinens Großmama," hatte er mehr als einmal zu Ottilie gesagt, „die meine ist sie nicht. Man könnte denken, daß ich ihr gar nichts bin, weil ich meinem Vater gleiche. Großmutter Brice ist viel vernünftiger. Ich sage nicht, daß sie in ihrem Herzen mich nicht vorzieht, aber sie macht Yvelinen immer ebenso hübsche Geschenke wie mir, und sie küßt sie ebenso sehr, wenn sie hier ist; ja, meine Schwester ist sehr glücklich, sie hat zwei Großmütter, und ich nur eine."

Dieses naschhafte Verlangen nach Zärtlichkeitsbe-

weisen, dieses Bedürfnis, nicht nur geliebt, sondern verhätschelt zu werden, beunruhigte Ottilie, welche sehr wohl wußte, wie karg im allgemeinen das Leben mit seinen Liebkosungen ist. Sie wies daher ihren Sohn mit Milde zurecht, und als er eines Tages ein wenig erbittert wieder darauf zurückkam, sagte sie zu ihm:

„Du bist ungerecht, Edmund. Kann denn meine Liebe dich nicht entschädigen für etwas Kälte von seiten deiner anderen Großmutter!“

„O du, Māma, du bist ein Engel,“ rief der Knabe, indem er ihr um den Hals fiel.

Diese und ähnliche Gedanken hatten ihn dahin geführt, seiner Großmutter de la Rouveraye, die sich allerdings wenig Mühe gab, seine Liebe zu erwerben, immer mehr gram zu werden. So machte Edmund, der von Natur eifersüchtig und aus Gewohnheit und Geschmack ein Schalk war, sich ein wahres Fest aus den unangenehmen Gefühlen, welche bei der gleichgültigen Frau de la Rouveraye die bisher immer umgangene Notwendigkeit, Yvelinen in das Kloster zu schicken, herbeiführen würde.

Halb durch Überredung, halb durch passiven Widerstand, wogegen ihr Schwiegersohn ganz ohnmächtig war, hatte sie es durchgesetzt, Yvelinen bis zur ersten Kommunion bei sich zu behalten. Die ganze Geschicklichkeit der guten Dame, eine ganze Rüstkammer von diplomatischen Ränken war aufgeboten worden, um dieses Ereignis hinauszuschieben. Zuerst wurde das Alter des kleinen Mädchens angeführt. Sie war erst

elf Jahre alt und so schnell gewachsen; man konnte sie bei so außergewöhnlichem Wachstum nicht mit so wichtigen Stunden ermüden. Im nächsten Jahre unterbrach eine leichte Erkältung den Religionsunterricht beim Eintritt der Fastenzeit, und Yveline mußte, ob sie wollte oder nicht, ziemlich lange das Haus hüten, damit nur ihr Katechismusunterricht nicht zur rechten Zeit vollendet werde.

Endlich näherte sich das junge Mädchen dem dreizehnten Jahre. Man durfte nicht länger zögern: Richard kündigte seiner Schwiegermutter sehr ruhig an, daß, wenn sich wieder irgend ein Hindernis einstellen sollte, er entschlossen sei, seine Tochter sofort in das Kloster zu senden, wo Erkältungen kein Grund des Ausschlusses sein würden. Frau de la Rouveraye mußte sich ergeben, und die große Ceremonie fand endlich statt.

„Großmama," sagte Edmund, „es wird dir wohl sehr schwer, dich von meiner Schwester zu trennen?"

Seine Eltern und die alte Frau Brice warfen ihm vorwurfsvolle Blicke zu, aber er ertrug sie, ohne eine Miene zu verziehen. Jeder wußte, daß dies der heikle Punkt war, an welchem die Unterhaltungen oft scheiterten; welch ein Gedanke und welch ein Mangel an Takt war es von diesem Jüngling, der sich gewöhnlich so gut zu benehmen wußte! Aber seitdem er sein achtzehntes Jahr erreicht hatte, war er oft ein sehr unbequemer Gesellschafter.

„Es ist wahr," erwiderte Frau de la Rouveraye

sehr kühl, „warum fragst du mich darnach? Du mußt es doch wissen, da man lange genug davon spricht!“

„Es geschah nur, um zu erfahren, ob es wirklich wahr sei, Großmama,“ erwiderte Edmund mit vollendeter Höflichkeit. „Nun, Schwesterchen, du willst also wirklich das Pensionatsleben kennen lernen? Es ist wohl weniger hart im Kloster als im Lyceum, ich denke es mir wenigstens, aber es wird doch weniger angenehm sein, als in Großmamas Hause!“

„Edmund“, sagte Ottilie milde, „warum betrübst du deine Schwester an einem solchen Tage?“

„Ich sehe nicht, daß darin etwas Betrübendes liegt,“ erwiderte Edmund mit einem verborgenen Spott, welchen Ottilie unter seiner anscheinenden Höflichkeit oft erkannt hatte. „Man muß das durchmachen, ich habe es durchgemacht, jeder Mann . . .“

„Wahrhaftig, du könntest mich bisweilen bedauern lassen, daß ich dich aus dem Alumnat herausgenommen habe, mein Sohn,“ sagte Richard sehr streng. „Ich glaube, daß das Regiment des elterlichen Hauses zu gelinde für dich ist . . .“

Nach diesem Zwischenfall stand man vom Tische auf, und niemand kam wieder darauf zurück, aber der Vater fühlte sich tief verletzt. Seine gespannten Beziehungen zu der Schwiegermutter machten es ihm wünschenswert, nicht nur jede Neckerei, sondern auch jeden unnützen Anstoß zu vermeiden, und nichts konnte ihr mehr mißfallen, als ein derartiger, versteckter

Angriff. Am nächsten Morgen nahm er seinen Sohn beiseite und machte ihm einige gerechte, aber vielleicht zu strenge Vorstellungen.

Das ungestüme Temperament Edmunds wurde von jedem Vorwurf auf das schmerzlichste berührt. Zudem wußte er, daß sein Vater bei dieser Gelegenheit mehr von einem rein äußerlichen und weltlichen Gesichtspunkte, als von einem sittlichen Grundsatze ausging. Der junge Mann verachtete die diplomatischen Umschweife, wie man es häufig in seinem Alter thut; er schätzte die Gradheit und Freimütigkeit über alles, stets bereit, seine Theorien mit ungezähmter Schärfe thatsächlich durchzuführen.

Eine in diesem Sinne gehaltene Erwiderung, in der die Kritik nicht beabsichtigt war, sondern aus seiner Stimmung hervorging, zog ihm die herbste Rüge zu, die er je empfangen hatte.

„Ich bin zu gut gewesen," sagte Richard zum Schluß. „Deine Großmutter hat dich verzogen, deine Mutter ist so nachsichtig gewesen, daß du darüber erröten solltest, denn du bist dessen nicht würdig; aber zum Glück ist das Übel nicht unheilbar; die militärische Disciplin wird die Fehler deiner Erziehung beseitigen. Wenn du in Saint-Cyr sein wirst, wirst du jede Bemerkung ohne Erwiderung ertragen lernen..."

Richard hielt inne, ohne seine Gedanken zu vollenden.

„Ich bin noch nicht da," erwiderte Edmund ohne

die Absicht einer trotzigen Herausforderung, aber im ärgerlichem Tone.

Richard sah seinen Sohn scharf an und sagte zu ihm einfach:

„Geh hinaus!“

Edmund gehorchte und legte sich einen freiwilligen Arrest in seinem Zimmer auf.

XIV.

Mit absichtlicher Umgehung seiner Mutter, die ihn durchweg getadelt hätte, ohne ihrem Enkel damit recht zu geben, beriet sich Richard jetzt mit seiner Frau.

Die Sache hätte keine so außerordentliche Wichtigkeit gehabt, wenn sie zum erstenmale vorgekommen wäre, und wenn Edmund sich in seinen Studien tüchtig erwiesen hätte. Unglücklicherweise hatte er in allen Klassen unter dem Mangel einer gründlichen Vorbildung zu leiden gehabt, und seine Kenntnisse wiesen durchweg zahlreiche Lücken auf. Wenn er zur Arbeit aufgelegt war, wurde er leicht der erste in seiner Klasse zur großen Erbitterung seiner Kameraden und sogar seiner Lehrer, welche es ärgerlich mit ansahen, wie er dann die gewissenhaften und das ganze Jahr hindurch fleißigen Schüler ausstach. Gewöhnlich freilich befand er sich auf einem der mittleren Plätze.

Das Leben, welches Edmund bei seinem Vater führte, war daher oft recht stürmisch. Besonders

seitdem er einen Specialkursus durchmachte, mußte er bemerken, wie jene Anfälle von Trägheit und Böswilligkeit ihm Schwierigkeiten geschaffen hatten. Ein energischer Wille würde diese Hindernisse besiegt haben; etwas häusliche Arbeit während der Ferien hätte seine Lücken ausgefüllt, aber er hätte wollen müssen, und Edmund war nicht daran gewöhnt, sich zu überwinden. Er war deshalb fast immer schlechter Laune, unzufrieden mit sich selbst und mit der ganzen Welt, allein ausgenommen seine „Mutter Ottilie", wie er sie nannte, seitdem das Wort „Mama" ihm zu kindisch erschien.

„Nun, was denkst du davon?" fragte Richard, nachdem er seiner Frau alles, was ihm auf der Seele lag, dargelegt hatte.

„Ich denke, mein Freund," erwiderte die junge Frau, „daß wir einer so scharf ausgeprägten Persönlichkeit, die voll hervorragender Eigenschaften, aber nicht recht geleitet worden ist, etwas zu gute halten müssen..."

„Ach!" rief Richard, „ist das mein Fehler, wenn Edmund nicht geleitet worden ist, wie er hätte werden sollen? Habe ich nicht Jahre damit zugebracht, es zu beklagen . . . Aber wozu nützt es, darauf zurückzukommen? Du hast das Herz meiner Mutter erobert, Ottilie, du hast es so weit erobert, daß sie mehr an dir hängt, als an mir . . . Ich beklage mich darüber nicht, wahrhaftig nicht, aber du mußt eingestehen, daß es ein wenig hart für einen Mann ist, der gewissermaßen alle Rechte auf seinen Sohn seiner Frau wegen verloren hat, wenn er sich dazu von

seiner Mutter getadelt sieht. Und du selbst, von dem Sohne und der Großmutter immer gelobt, immer bewundert, willst du mir jetzt auch das Übel vorwerfen, was ich nicht habe verhindern können?"

Durch allerlei Aufregungen in der Politik und im Familienleben verbittert, war Richard weit über das hinausgegangen, was er dachte. Er bemerkte sofort, wie verletzend diese Worte für seine Frau sein mußten, und fügte hinzu:

„Verzeih es einem wirklich überarbeiteten Manne, der nicht weiß, wo ihm der Kopf steht! Unsere Tochter wird uns entzogen, ich fürchte für immer, und mein Sohn scheint mich weder zu lieben, noch zu verstehen! Unter solchen Umständen, Ottilie, muß ich bei dir die Ruhe und den Trost suchen, den ich da bisher gefunden habe . . . Du sprichst zu mir von Leitung . . . ja, ich habe unrecht gehabt, aufzubrausen, aber du bist zu gut, um mir deshalb zu zürnen?"

Er küßte zärtlich ihre Hand, indem er sie mit dem treuen Blicke der Jugendtage ansah. Dieser Blick erinnerte Ottilie an so vieles Vergangene, an Schweres und Leichtes, daß sie hätte den ihrigen abkehren mögen, um ihrem Manne die Thränen zu verbergen, welche sie emporsteigen fühlte. Sie bezwang sich soweit, ihm zuzulächeln, und er trocknete liebevoll die Thränen, welche die langen Wimpern seiner Frau benetzten.

„Was sollen wir thun?" begann Richard wieder. „Wie sollen wir unser Schiff lenken zwischen dem

trotzigen Edmund und Yveline, welche uns mehr und mehr entfremdet wird?“

Ottilie dachte nach. Plötzlich glitt ein schalkhaftes Lächeln über ihr schönes ernstes Gesicht:

„Du wünschest einen Rat? Erinnere dich aber, daß du ihn verlangt hast! Versprichst du, ihn zu befolgen, wenn er dir auch noch so wunderbar erscheint?“

„Wenn er nur wunderlich ist, ohne Zweifel . . . Nun?“

„Wir müssen . . . bitte aber, bleibe ruhig! — wir müssen die Ferien in la Rouveraye zubringen.“

„In la Rouveraye?“ rief Richard, vollständig außer Fassung gebracht, im Rachen des Wolfes? . . . mit Edmund?“

„Versteht sich!“

„Damit Frau de la Rouveraye Zeugin sei unserer häuslichen Schwierigkeiten, damit sie triumphiert, wenn sie sieht, wieviel Leid uns dieser Knabe bereitet?“

„Nein, damit Edmund in täglichen Verkehr mit seiner Schwester tritt, die er ja kaum kennt, damit er äußerlich durch die Zucht eines Hauses regiert wird, welches weder das Lyceum ist, noch das Vaterhaus; damit er gänzlich den Bemerkungen seiner Großmutter Brice entgeht, welche die besondere Gabe haben, ihn außer sich zu bringen.“

„Undankbares Kind!“ murmelte Richard.

„Nein, nicht undankbar!“ warf Ottilie milde ein, „sondern erbittert... Du hast ja eben selbst einge-

standen, daß du es auch bist, du, der du das Leben kennst und so hoch über anderen Männern stehst!"

Brice warf bei diesen Worten seiner Frau wohl einen Blick freundlichen Vorwurfs zu, um im Namen seiner Bescheidenheit zu protestieren, aber im Grunde seines Herzens war er sehr empfänglich für das schmeichelhafte Lob.

„Und du wolltest," fuhr Ottilie fort, „daß Edmund nicht empfindlich wäre gegen jene Vorwürfe, die ja gewiß begründet sind, die aber um so peinlicher wirken, als er in seiner Kindheit dergleichen nie aus diesem Munde gehört hat?"

„Du sprichst goldene Worte," sagte Richard lächelnd, „warum bist du nicht ein Rechtsanwalt geworden? Du würdest jeden Prozeß gewonnen haben! Aber uns in la Rouveraye niederzulassen ... zu allererst wäre das für dich eine unerträgliche Marter ..."

„Warum?"

„Frau de la Rouveraye besitzt in vollkommenstem Grade die meisterhafte Kunst, mit Nadeln zu stechen, und du kämest ihr gerade erwünscht dazu."

„Fürchte nichts derart! Weißt du, Richard, daß sie die liebenswürdigste Frau von der Welt sein würde, die man sich zum Umgange wünschen könnte, wenn sie nicht Yvelinens Großmutter wäre?"

„Das gebe ich zu. Ich habe ja lange ebenso gedacht. Aber das Schwierigste, woran du gar nicht zu denken scheinst, ist, eine Einladung nach la Rouveraye zu erhalten!"

„Das ist außerordentlich einfach! Du lädst Frau de la Rouveraye ein, den Sommer mit Yveline in den „Pinien“ zuzubringen. Sie hat einen Abscheu vor jedem Ortswechsel, aber auch ohne das würde sie es gewiß ablehnen, zwei Monate mit Frau Brice unter demselben Dache zu verleben; du weißt ja, daß diese Damen nicht mehr ganz so eng liiert sind wie früher!“

„Auch früher,“ meinte Richard lachend, „als sie einander noch anbeteten, haben sie niemals länger als vierundzwanzig Stunden bei einander sein können! Nun, und wie lautet dein Plan weiter?“

„Wir laden ein, man lehnt ab. Du bestehst darauf, indem du versicherst, daß die Kinder unbedingt einmal näher miteinander bekannt werden müssen; aus zarter Rücksicht bietest du an, Edmund ganz allein bei seiner Schwester zu lassen, um unsere Gegenwart nicht aufzunötigen.“

„Ich höre schon den Entsetzensschrei der Großmama,“ rief Richard belustigt.

„Dann willigst du aus lauter Güte ein, dich mit der Überwachung deines Sohnes zu belasten; die höfliche Frau de la Rouveraye schickt dir natürlich auch eine Einladung, und du nimmst für uns beide an...“

„Worüber sie in Wut gerät,“ beschloß Richard; „aber da sie die verkörperte Höflichkeit ist, kann sie nicht mehr zurück!“

„Und deine Tochter gewinnt Zutrauen zu dir, mein Freund,“ sagte Ottilie mit einem ernsten Lächeln und

stolzer Zärtlichkeit, „denn es ist ja nicht möglich, mit dir zu leben, ohne dich zu lieben! Ach, an dem Tage, an dem sie von selbst zu dir gehen, dir den Arm um den Hals legen und dir ein Geheimnis zuflüstern wird, an dem Tage wird es auf der ganzen Welt keine so glückliche Frau geben, wie mich."

Ottiliens Plan kam wirklich zur Ausführung. Alles verlief, wie sie es vorausgesehen hatte. Frau de la Rouveraye, wütend, aber zu sehr Weltdame, um davon etwas merken zu lassen, ließ die Gemächer für Herrn und Frau Richard herrichten; die alte Frau Brice, die ebenfalls eingeladen war, hatte es abgelehnt, die „Pinien" zu verlassen, indem sie darauf hinwies, daß sie ja so nahe wohne, und ihre Kinder jeden Tag sehen könne.

Jaffé hatte anfangs ein sehr ernstes Gesicht dazu gemacht. Er wurde alt, der gute Jaffé, und die Jahre machten ihn zuweilen etwas mürrisch. Er war nicht eingeladen worden und hatte im ersten Augenblick nicht übel Lust gehabt, diese Unterlassung als eine Beleidigung aufzufassen. Später hatte er sich eines Besseren besonnen. Er war doch verständig genug, um einzusehen, daß ein Aufenthalt in la Rouveraye für ihn eine unerträgliche Qual gewesen sein würde. Die Dienstboten wurden dort so vornehm gehalten! Von dem Haushofmeister bis zur letzten Spülmagd hatte alles in la Rouveraye ein Ansehen von unbedingter Korrektheit, welche mehr als einmal die bäurische Natur Jaffés zurückgestoßen hatte.

„Gegen sie als Dienerschaft," hatte er zu Ottilie, seiner Vertrauten, gesagt, „d. h. als Dienerschaft eines vornehmen Hauses, ist nichts einzuwenden, aber ich möchte doch lieber in einem Hundestall wohnen, als alle Tage mit ihnen zu thun haben! Die Hunde wenigstens zeigen doch, was sie denken, und wenn sie beißen, so weiß man, daß man nicht auf gutem Fuß mit ihnen steht!"

Jaffé blieb also in den „Pinien", von wo er zu seiner Freude Frau Brice bei jedem ihrer Besuche begleiten durfte. Ein wenig Luft von la Rouveraye that ihm sehr wohl, indem sie seinen kritischen Sinn anregte. Eines Tages sagte er zu seiner Herrin:

„Wenn ich Hausleute sehe — denn es sind eigentlich nicht Domestiken, wie die gnädige Frau weiß; ich, ich bin ein solcher, aber die da, das sind Hausleute — wenn ich also so ausgezeichnete Hausleute sehe, und ihre Equipagen sind derartig gehalten, daß ich den Kopf darüber schütteln muß mit Verlaub der Achtung, die ich der gnädigen Frau in ihrer Gegenwart schulde, so sage ich zu mir, daß es vielleicht besser ist, nur ein Diener zu sein und gehörig geputztes Wagengeschirr zu haben."

Mit diesen Gedanken gelang es Jaffé, während der ganzen Ferien seinen Stolz und seine Demut im Gleichgewicht zu halten, was ihn in die allerangenehmste Laune versetzte.

XV.

Edmund, der anfangs die ihm so liebe Freiheit schmerzlich vermißt hatte, gewöhnte sich bald an das Leben im Hause der Frau de la Rouveraye. Hier trafen täglich die verschiedensten Besuche zusammen, vor allen Yvelinens junge Freundinnen, die zum Teil etwas älter als sie waren. Wie die meisten jungen Leute, befand sich auch Edmund anfangs ein wenig unbehaglich inmitten so vieler junger Damen, da er aber groß und schön, elegant und, wenn er wollte, auch liebenswürdig war, und da überdies seine Fehler nur im intimen Verkehr mit seinen nächsten Verwandten hervortraten, so wurde er bald die Seele der kleinen Gesellschaften.

Auf diese Weise gewann er allmählich Geschmack an Damengesellschaft, was Ottilie in ihrem Pariser Salon niemals hatte erreichen können, da er denselben regelmäßig vermieden hatte, und, was noch erfreulicher war, er kam auch seiner Schwester immer näher.

Yveline war trotz ihrer Jugend nicht mehr ein kleines Mädchen, sondern fast eine junge Dame; die kurze Zeit, welche sie im Kloster zugebracht, hatte ihr bereits das vollständige Gefühl ihrer gesellschaftlichen Bedeutung gegeben. Indem sie sich mit den anderen verglich, hatte sie gefunden, daß es etwas sagen wollte, die Tochter des Herrn Richard Brice zu sein. Überdies hatte sie die Wirkung beobachten können, welche das

Erscheinen ihrer beiden Großmütter und ihrer Mutter in dem Sprechzimmer hervorrief, alle drei waren so elegant, so schön gekleidet und so reich! Von dieser ersten Erfahrung hatten Richard und seine Frau bereits einigen Gewinn geerntet: Yveline bezeugte für sie eine viel ausgeprägtere Hochachtung wie früher. Da sie zuweilen ihren Vater „Brice-Montaubray" nennen hörte, hatte die kleine Weltdame die gesellschaftliche Stellung Frau Ottiliens klar erkannt, war diese doch die Tochter eines Deputierten, der unter Louis Philippe Minister gewesen! Eine solche Stiefmutter konnte man sich gefallen lassen!

So geschah es denn, daß, als Edmund seiner Schwester lebhafte Vorwürfe machte über ihre bedauernswerte Gewohnheit, Ottilie mit „liebe, gnädige Frau" anzureden, das junge Mädchen, anstatt ihm scharf zu antworten, wie sie es gewöhnlich that, ganz still und betroffen wurde. Ihr Bruder benutzte diesen Umstand für seine Zwecke, auf die Gefahr hin, alles zu verderben.

„Warum nennst du sie nicht Mama?" sagte er zu ihr, „ich thue es doch, und es ist wirklich nicht so schwer! Wenn du wüßtest, was für ein Vergnügen ihr das machen würde! Sie ist so gut!"

Yveline betrachtete ihren Bruder mit einem warmen Blicke. Sie fühlte sich sehr geschmeichelt, die Aufmerksamkeit eines so großen und so scharmanten Bruders auf sich gerichtet zu sehen! Ihre Freundinnen hatten ihr deshalb auch schon Glück gewünscht; so

plauderte sie denn auch gern mit ihm, soviel er nur wollte; allerdings waren ihre häufigen Unterhaltungen gewöhnlich nur kurz und gingen über das Alltägliche nicht hinaus.

„Ist sie wirklich gut?“ fragte das junge Mädchen, „bist du dessen sicher?“

„Jawohl, dafür stehe ich dir ein. Könntest du glauben, das es anders wäre?“

„Ich muß dir gestehen,“ sagte Yveline ganz offen, „daß ich nicht viel daran gedacht habe.“

„Jawohl, ich weiß es, meine Mutter Ottilie interessiert dich nicht! Sie gehört nicht zu eurer Welt... Wenn du die Wahrheit wissen willst — ich ziehe ihre Welt der eurigen vor. Die ihre ist die meines Vaters; die eurige...“

„Langweilst du dich etwa darin?“ fragte Yveline etwas spöttisch.

„Im Gegenteil, ich amüsiere mich bei euch sehr gut; aber ihr seid keine ernsten Leute.“

Yveline brach in ein lautes Gelächter aus, worüber ihr Bruder etwas ärgerlich wurde. Fast hätte er die Unterhaltung abgebrochen, doch er hatte das unbestimmte Gefühl, daß er eine so gute Gelegenheit, von seiner Mutter zu sprechen, vielleicht nie wieder finden würde.

„Ich belustige dich? Nun, desto besser,“ rief er heiter, „aber Scherz beiseite, liebe Schwester, sei freundlich gegen meine Mutter, du wirst sehen, wie gut sie ist, und wie sehr sie uns liebt.“

„Dich, das glaube ich wohl! Aber mich, warum sollte sie mich lieben? Ich bin ihr nichts, und sie ist mir nichts!“

„Yveline, wie kannst du so von einer Frau sprechen, welche unseren Vater so glücklich macht, welche voll Güte gegen uns ist, und die mir das Leben gerettet hat! Ich bin dein Bruder, und du sagst, daß sie, die mich so sehr liebt, dir nichts ist?“

Das junge Mädchen, ein wenig aus der Fassung gebracht, errötete und erwiderte dann lebhaft:

„Du, das ist etwas anderes. Aber mich kann sie nicht lieben, ich habe ihr gar keine Veranlassung dazu gegeben.“

„Das macht bei ihr gar nichts aus! Ach, wenn du sie kennteſt! Höre Yveline, du kannst sie auf die Probe stellen. Wenn du dich einmal in einer schwierigen oder peinlichen Lage befindest, wenn du z. B. etwas thun müßtest, was dir mißfällt, oder wenn du etwas erreichen wolltest, was du allein nicht erreichen kannst, — dann geh und suche meine Mutter auf, sprich ganz offen mit ihr, und du wirst sehen, daß man auf sie rechnen kann!“

Edmund kam mehr als einmal auf dies Thema zurück, und jedesmal erschütterte er den Widerstand seiner Schwester etwas mehr. Unglücklicherweise stieß er auf einen instinktiven Widerstand, und das gewonnene Terrain war am nächsten Morgen ganz unbemerkt wieder verloren gegangen. Dennoch hatte Ottiliens Gegenwart im Hause, ihr vollendeter Takt, ihre ruhige

Milde einen großen Einfluß auf das junge Mädchen, das klug genug war, die Stiefmutter mit der Großmama zu vergleichen. Bei diesem Vergleiche bemerkte sie wiederholt, daß jene durchaus nicht die Geringschätzung verdiente, mit welcher sie bisher in la Rouveraye beiseite geschoben worden war.

Yveline, anscheinend ganz unterwürfig, war doch ein eigenwilliges und launenhaftes Kind; aber die Sorge, welche Frau de la Rouveraye für den äußeren Schein trug, hatte diese Charakterzüge nach Möglichkeit zu unterdrücken gewußt. Die christlichen Tugenden besaß Yveline nur in sehr schwachem Maße, sie hatte nur so viel, daß man ihr den Vorwurf nicht machen konnte, sie ganz zu entbehren. Das war alles, was ihre Großmutter bei ihrer Erziehung erstrebte; und das hatte sie allerdings erreicht. Jetzt, da sie mit ihrem Vater, von dem sie bis dahin nur Gesicht und Stimme gekannt hatte, und mit Ottilie und Edmund zusammenlebte, bemerkte Yveline, so jung sie auch noch war, daß man sehr verschieden von Frau de la Rouveraye und ihren Freundinnen sein und doch Verdienste besitzen konnte. Das war ihr erster Schritt auf einem Wege, auf welchem sie bald reißend schnelle Fortschritte machen sollte.

Am Ende der Ferien kehrte Yveline ins Kloster und Edmund zu seinem Specialkursus zurück, ebenso begann auch für die Gatten und die Großmütter wieder das gewöhnliche Leben. Es war für alle eine Erleichterung, nur nicht für Edmund, welcher seine

Arbeit mit dem Gefühle wieder aufnahm, daß alle seine Anstrengungen ihn niemals zu dem erstrebten Ziele führen würden.

Was seine Lage noch verwirrter und unklarer machte, war, daß seine Lehrer über diesen Punkt nicht einer Meinung waren. Die einen versicherten, daß er ausreichend auf das Examen in Saint-Cyr vorbereitet sei, andere behaupteten gerade das Gegenteil. Diese Meinungsverschiedenheit erklärte sich aus der schnellen Fassungskraft des jungen Mannes, welche ihn manchmal eine gute Antwort, eine geistreiche Lösung finden ließ, die glauben machte, er wisse, was er in Wirklichkeit nicht wußte. Auch sein Vater war in der letzten Zeit zu der Ansicht gekommen, daß Edmund das Versäumte eingeholt habe, und daß seine Zulassung in Saint-Cyr keine Schwierigkeit machen würde; einige glückliche Antworten, die er in seiner Gegenwart gegeben, und die Ansicht der optimistischen Lehrer, verbunden mit dem Schweigen der anderen, welche nicht als Unglückspropheten erscheinen mochten, hatten diesen Umschwung hervorgebracht.

Edmund, welcher anfangs ganz entzückt darüber gewesen war, wurde später immer unruhiger; endlich drängte ihn das Gewissen, seine Zweifel dem Vater ganz offen auszusprechen.

„Du wirst bestehen, wenn du es willst," entgegnete dieser, „es handelt sich nur um das Wollen, und ich hoffe sehr, daß du mir nicht den Kummer bereiten wirst, dich durchfallen zu sehen. Überdies

mußt du wissen, daß ich nicht an ein zufälliges Mißlingen glauben würde; ich fürchte nämlich sehr, mein Sohn, daß die militärische Carriere dir nicht gefällt."

„O, mein Vater! kannst du das glauben?" rief Edmund vor Scham errötend.

„Nicht, weil ich an deinem Mute zweifle, aber ich zweifle an deiner Liebe für die Arbeit und die Disciplin."

Tief verletzt durch diese Worte entgegnete Edmund seinem Vater nichts, er wurde gegen ihn immer verschlossener, nur seiner Mutter gegenüber sprach er sich freimütig aus.

„Beruhige dich, mein Kind," sagte sie zu ihm mit ihrer gewohnten Zärtlichkeit, „dein Vater spricht so zu dir, um eine heilsame Furcht in dir zu erwecken, aber . . ."

„Das ist es ja gerade, was mich betrübt," entgegnete der junge Mann mit Bitterkeit, „ich werde wie ein Kind behandelt! Man will mich einschüchtern! Wäre es nicht viel besser, mich zu ermutigen, mich zu trösten? . . Ach, Mutter Ottilie, ich bedarf so sehr des Trostes, ich schwöre es dir."

Er hatte Thränen in den Augen, aber er gab sich die äußerste Mühe, sie aus männlichem Stolze zurückzuhalten.

„Weine dich bei mir aus," sagte Ottilie, ihn liebevoll bei der Hand fassend. „Zwinge dich nicht länger, mein Sohn, wirf deine gleichgültige Maske ab, die

selbst diejenigen täuschen kann, welche dich am meisten lieben. Sei ein braver Junge, offen und aufrichtig!"

„Ich kann es nicht!" antwortete Edmund, sein Gesicht in den guten mütterlichen Händen verbergend, die es liebevoll umfaßten. „Ich habe ein Bedürfnis nach Liebe — ich werde hier nicht genug geliebt ..."

„Du Undankbarer!" tadelte ihn sanft seine Mutter. „Habe ich dich denn nicht lieb?"

„Ja du! Aber die anderen! Weißt du, meine teure Mutter, ich glaube, daß ich durch meine Liebe zu dir die Zuneigung der anderen eingebüßt habe."

„Du täuschst dich," entgegnete Ottilie mit trauriger Stimme, „du hast die anderen vielmeh vernachlässigt, Edmund."

„Vielleicht . . . aber wenn ich durchfalle, wird mich niemand außer dir bemitleiden."

Je näher das Examen herankam, destomehr nahm Edmunds Angst zu. Sein übertriebener Stolz machte ihm die Formalität desselben außerordentlich peinlich; er gehörte zu denen, welche die Fassung verlieren, wenn man sie fragt, selbst dann, wenn sie ganz gut vorbereitet sind. Die Furcht, die an ihn gerichteten Fragen nicht beantworten zu können, lähmte ihn im voraus.

Am Vorabend des verhängnisvollen Tages hatte seine Großmutter die unglückselige Idee, eine Ermahnung an ihn zu richten:

„Ich hoffe, daß du durchkommen wirst," sagte sie zu ihm, „denn wenn du nicht beständest, würdest du mir einen viel größeren Kummer bereiten als deinen

Eltern. Es wird mir jetzt erst so recht klar, daß ich die Anfänge deiner Erziehung nicht gut geleitet habe, und daß ich deshalb bis zu einem gewissen Grade für deine Irrtümer und Fehler verantwortlich bin. Aber seitdem du in erfahrenere Hände gekommen bist, hast du Zeit und Gelegenheit gehabt, dich zu entwickeln und Fortschritte zu machen. Ich fürchte, daß du weder das eine noch das andere gethan hast. Denke daran, daß, wenn du durchfällst, die Schmach vielmehr auf mich als auf dich fallen wird, und das würde doch nicht ganz gerecht sein!"

Um ihre Rede ein wenig zu versüßen, umarmte Frau Brice ihren Enkel aufs zärtlichste. Darnach zog sich Edmund auf sein Zimmer zurück, wo er eine entsetzliche Nacht zubrachte. Ottilie hatte große Lust gehabt, ihn dort aufzusuchen und ihm noch einige freundliche Worte zu sagen, aber Richard hatte an diesem Abend so viel mit ihr zu besprechen, daß sie nicht dazu kam, und als sie es hätte thun können, fürchtete sie, ihren Sohn, der inzwischen eingeschlafen sein mußte, um den für ihn so nötigen Schlaf zu bringen.

Am nächsten Morgen stellte sich Edmund übermüdet und angegriffen zu der schriftlichen Prüfung ein. Die Aufgabe, welche er zu lösen hatte, verwirrte sich in seinem Kopfe mit einer anderen, welche er früher einmal gemacht hatte; er brachte beide durcheinander und bemerkte es zu spät, was ihn vollends den Kopf verlieren ließ; so wurde er denn zurückgewiesen.

Ottilie hatte in großer Spannung seine Rückkehr erwartet. Auf dem Gesichte Richards, der ihn begleitet hatte, las sie sofort, was geschehen war, und jede Frage erstarb auf ihren Lippen.

„Er ist durchgefallen," sagte Richard, „und was das Schlimmste ist, er hat es absichtlich gethan."

„Mein Vater," wandte Edmund ein, „ich schwöre dir ..."

Richard gebot ihm mit einer Handbewegung zu schweigen.

„Du hast es absichtlich gethan," wiederholte er nachdrücklich. „Allerdings hätte es mich nicht überraschen sollen, du hattest es mir ja vorhergesagt."

„Ich?" rief der unglückliche junge Mann erbleichend.

„Ja, du! An dem Tage, wo ich dir mit der Disciplin von Saint-Cyr drohte. Du hast es nicht vergessen, denke ich, es ist die würdige Krönung einer verfehlten Erziehung ... Du wirst dir immer sagen können, wenn du unglücklich bist, daß du es gewollt hast."

Edmund konnte sich kaum aufrecht halten vor Erregung. Was würde er nicht alles gesagt haben, wenn er im stande gewesen wäre, das auszudrücken, was er fühlte! Aber außer der Schwierigkeit, die er stets empfunden hatte, wenn es galt, sein innerstes Wesen zu enthüllen, legte der ungerechte Vorwurf, welcher ihn niederdrückte, seinem Stolze Stillschweigen auf. Er fühlte sich in seinem tiefsten Innern gekränkt

und war überzeugt, daß jedes Wort, daß unter solchen Umständen aus seinem Munde hervorging, als eine Offenbarung seiner schlechten Eigenschaften betrachtet werden würde. Mit verstörtem Blick wandte er sich zur Thüre; sein Kopf schwindelte, schlimmer hatte er physisch und moralisch noch niemals gelitten.

„Edmund," sagte seine Großmutter in vorwurfsvollem Tone zu ihm, „das hatte ich nicht von dir erwartet! Du weißt, was ich dir gesagt hatte."

Er neigte das Haupt und ging stumm heraus.

Als die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, schwiegen die Eltern lange. Die Großmutter weinte, Richard zupfte mit düsterem Blick an seinem Barte. Ottilie sah bald ihn, bald ihre Schwiegermutter an, endlich ergriff sie das Wort.

„Ihr seid entsetzlich grausam gewesen," sagte sie zu ihnen mit ihrer milden Stimme. Beide fuhren zusammen, Richard wollte antworten, aber sie kam ihm zuvor.

„Entsetzlich grausam und entsetzlich ungerecht," fuhr sie fort, „ihr versetzt seinem Herzen eine unheilbare Wunde und riskiert, aus ihm einen bösen, einen verbitterten Menschen zu machen ... Ihr habt eure Rechte überschritten!"

Ottilie war so außerordentlich ruhig, daß ihr Äußeres die Möglichkeit eines Streites ausschloß, so kriegerisch auch ihre Worte lauteten. Ihre Schwiegermutter sah sie bestürzt an; ihr Mann schwieg lange vor innerer Erregung; endlich fuhr er auf:

„Du bist es, Ottilie, die so spricht?"

„Ja, mein Gemahl, ich bin es. Als Familienhaupt hast du das Recht und die Pflicht, deinen Sohn zu tadeln und zurechtzuweisen; — als Vater durftest du ihm nicht sagen, daß er absichtlich durchgefallen sei, selbst wenn es wahr wäre! Und es ist nicht wahr!"

Frau Brice hörte Ottilie mit einer Art bitterer Zerknirschung an. Nach der ersten Aufwallung ihres Unmutes, welcher sie fortgerissen hatte, die scharfe Verurteilung ihres Enkels zu unterstützen, fühlte sie, daß ihre Schwiegertochter recht habe. Edmunds Charakter war starrköpfig, argwöhnisch und eigensinnig, aber niemals hatte er sich einer Doppelzüngigkeit oder böswilligen Berechnung schuldig gemacht. Als sie das alles überdachte, bereute sie, so hart gegen ihn gewesen zu sein.

„Ich will zu ihm gehen," sagte sie, indem sie aufstand.

Richard hielt sie mit einer kurzen Handbewegung zurück.

„Ich bitte dich, Mutter," sagte er, „thue das nicht! Mein Sohn bedarf einer ernsten Zurechtweisung, und sie soll ihm von mir zu teil werden; er wird im Arrest bleiben, bis ich denselben aufhebe, und bis dahin werde ich allein mit ihm verkehren."

In früherer Zeit hätte die Großmutter sehr energisch gegen diesen Befehl protestiert und ihn wahrscheinlich übertreten; aber das Alter und ihr Gesund-

heitszustand hatten ihren Mut gedämpft. Nachdem sie deshalb ihren Sohn eindringlich um Nachsicht gebeten hatte, kehrte sie in ihr Zimmer zurück, um sich dort nach Herzenslust auszuweinen.

Richard und Ottilie blieben allein zusammen; sie war blaß vor Aufregung, aber entschlossen, er fast außer sich und in tiefster Seele von Zornesgedanken gequält, denen er lange keinen Ausdruck verleihen konnte.

„Ottilie,“ sagte er endlich, „das ist das erste Mal seit unserer Verheiratung, daß ich dich in offener Opposition gegen mich finde; und das geschieht wegen meines Sohnes!“

Sie blickte ihm gerade und offen ins Gesicht, ohne Trotz, aber auch ohne Angst, und in ihren traurigen Augen las Richard, daß es ihm nicht leicht werden würde, sie zu überwinden.

„Es ist das erste Mal,“ antwortete sie, „daß ich dich einen Fehler begehen sehe.“

„Einen Fehler? ...“ wiederholte Richard mit bleichen Lippen.

„Ja, lieber Mann, einen Fehler gegen deinen Sohn; du hast die Pflicht, ihn zu bestrafen, wenn er unrecht thut, du darfst ihn aber nicht entmutigen, wenn er unschuldig ist.“

„Unschuldig!“ rief Richard mit einem bitteren Lächeln.

„Diesmal ganz unschuldig, ich schwöre es für ihn, du hättest ihn trösten sollen, und du zermalmst ihn.“

„Sehr gut, ich kenne also nicht mehr meine Vaterpflichten?"

„Du verkennst sie in diesem Augenblicke."

„Und du willst sie mich lehren?"

Ottilie errötete leicht.

„Ich bin nicht seine Mutter," sagte sie mit erregter Stimme, „aber es ist doch so, als ob ich es wäre; ich habe meine Mutterpflicht früher gethan, ich werde sie heute wieder thun, selbst wenn sie uns entzweien sollte."

„Das heißt," rief Richard außer sich, „du hast ihn durch deine Schwäche verzogen, durch deine Nachsicht irre geleitet ... wahrhaftig, es war nicht der Mühe wert, ihn dem Einfluß meiner Mutter zu entziehen, um ihn dem deinigen anheimfallen zu lassen. — Ihr beide habt zusammen aus ihm gemacht, was er ist, und jetzt verbindet ihr euch beide gegen mich!"

Ottilie war stehen geblieben; ihre Hände zitterten, ihre Augen senkten sich, aber ihr Kopf war hoch empor gerichtet.

„Nun?" stieß Richard hervor, welcher einer Entgegnung bedurfte, um seinen Zorn wieder zu beleben.

„Du kennst ihn nicht," sagte seine Frau mit Aufbietung ihrer ganzen Energie, um ruhig zu bleiben, „unter seiner ungezügelten, leidenschaftlichen Natur verbirgt er eine andere zarte und eindrucksfähige, wie die einer Frau, und diese leidet, Richard, verstehst du? Ich leide, ich fühle es, ich mit meinem Herzen... mit meinem Mutterherzen ... ja Richard! du magst lächeln ... ich habe kein Kind unter dem Herzen ge-

tragen, aber mein Herz ist in ihm, in deinem Sohne, weil es in dir ist, meinem Manne ... Ich sage dir, daß man diese schnellen und leidenschaftlichen Naturen nicht bis zum Äußersten treiben muß. Laß mich zu ihm gehen, Richard, — ich sage dir, daß es ihm das Herz zerreißt, und daß ich ihn sehen will ... ich will nicht, daß er leidet ..."

„Er hat es verdient," entgegnete Richard mehr bewegt, als er es sehen lassen wollte.

„Daß er ungerecht leidet, und daß er dir flucht," vollendete Ottilie.

Dieser letzte Satz entzündete aufs neue Richards ganzen Zorn.

„Daß er ungerecht leidet, wahrhaftig! Und daß er mich verflucht? Du bist also nachsichtig gegen diejenigen, die mich verfluchen? Doch, es ist genug, Ottilie, du wirst ihn nicht sehen, ich verbiete es dir!"

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, seine Frau in einem schmerzlichen Seelenkampfe zurücklassend.

Einen Augenblick blieb sie unbeweglich; sie fragte sich, was sie thun sollte. Ohne Zweifel mußte sie ihrem Manne gehorchen, und dennoch trieb sie ein unwiderstehlicher Drang zu dem bestraften Sohne; sie versuchte, sich zu zerstreuen, ergriff ein Buch, öffnete es und legte es wieder fort, da sie nicht zu lesen vermochte.

Es schien ihr, daß aus jenem Zimmer, das sie

nicht betreten durfte, ein lauter Hilferuf ertönte, ein jammerndes Seufzen nach ihr.

„Meine Mutter, meine Mutter," flehte die Stimme, „du hast mich geliebt, willst du mich aufgeben?"

Sie machte einige Schritte, als ob sie vor diesem Jammer fliehen wollte, dann plötzlich, als ob sie's nicht länger aushalten könnte, ging sie geradeswegs nach dem Zimmer ihres Sohnes und versuchte geräuschlos die Thüre zu öffnen, aber diese widerstand; nun machte sie einen Umweg über den Korridor, um durch das Schlafzimmer einzutreten, aber dort war der Schlüssel abgezogen und die Thür verschlossen. Eine bange Furcht überkam sie. Eilenden Schrittes ging sie fort, um Jaffé aufzusuchen.

Als Edmund nach der Scene mit seinem Vater fast bewußtlos sein Zimmer erreicht hatte, war es sein Erstes gewesen, beide Thüren zu verschließen, um in seinem Schmerze von niemand überrascht zu werden; dann hatte er sich vor seinen Arbeitstisch gesetzt.

Seine Bücher, seine mit Zahlen bedeckten Hefte bezeugten den Fleiß der letzten Tage.

„Absichtlich, o mein Gott!" murmelte er vor sich hin, „absichtlich! Er glaubt es; ich bin entehrt!"

Längere Zeit weilte er wie vernichtet bei diesem Worte, ohne zu denken, ja ohne zu versuchen, durch ein logisches Band die Gedankenfragmente zu verbinden, welche wie Nachtvögel in seinem Gehirne schwerfällig umherflatterten.

„Und meine Mutter glaubt es auch," dachte er

plötzlich, „sie hat nichts gesagt ... sie sah mich an ... was mag sie gedacht haben?“

Vergeblich versuchte er sich den Ausdruck ihrer Augen wieder vorzustellen; sein Gedächtnis versagte ihm den Dienst.

„Sie muß derselben Ansicht sein wie mein Vater,“ sprach er endlich vor sich hin, „sie liebt ihn so sehr! Sie glaubt ihm immer ... und dennoch, o mein Vater, Gott weiß es, daß du dieses Mal nicht recht hattest!“

Die Bitterkeit der Anklage war so groß, daß er einen Ekel gegen alles empfand.

„Eine zerstörte Laufbahn,“ sprach er vor sich hin. „Ich werde zu nichts mehr taugen ... und niemand liebt mich mehr ... wie muß mein Vater mich verachten, daß er mich so behandelt hat! ... ich bin entehrt!“

Er fand ein wollüstiges Vergnügen daran, sich dieses Wort zu wiederholen, es wie eine Keule auf seine Brust fallen zu lassen. Der Knabe von ehemals, welcher sich einst in sein Zimmer eingeschlossen hatte und darin Tag und Nacht geblieben war, ohne zu essen, lebte noch in dem Jüngling von heute; doch andere Gedanken stürmten auf ihn ein, ein düsteres, herbes Wesen, welches das Kind nicht gekannt, hatte sich seiner bemächtigt, ein Ekel am Leben, welchen die zwanzigjährige Jugend oft ausspricht, weil sie den Ernst der Ewigkeit nicht kennt!

„Entehrt!“ dachte Edmund. „Es gibt Leute, die

in solchem Zustande fortleben ... ich, ich könnte es nicht!"

Plötzlich dachte er an Ottilie, an seine Krankheit, an den Kuß, welcher aus ihnen Mutter und Sohn gemacht hatte, und er dürstete nach ihren Liebkosungen.

„O Mutter," rief er, und seine Seele flog zu ihr, „du hast mich geliebt, ich liebe dich! O Mutter, wie könnte ich leben ohne deine Liebe, mit deiner Verachtung! Da meine Worte nichts wirken, wird eine That dich vielleicht überzeugen ... Mutter, wenn ich tot sein werde, wirst du mir glauben, wirst du mich beweinen!"

Er öffnete eine Schieblade seines Sekretärs und entnahm daraus den Revolver, welcher ihn auf seinen einsamen Wegen nach den „Pinien" zu begleiten pflegte. Er nahm die Sicherung ab, ließ die elegante Waffe spielen, lud sie und legte sie neben sich, dann nahm er Papier und schrieb:

„Liebe Mutter Ottilie!

Nachdem Du mir das Leben gerettet hast, habe ich Dich von ganzem Herzen und ohne Rückhalt geliebt. Du wirst meinem Vater sagen, daß ich nicht absichtlich durch das Examen gefallen bin, und er wird Dir glauben. Mir will er nicht glauben, und doch habe ich ihn niemals belogen, aber der Schlag war zu hart für ihn, und ich begreife, daß er darüber außer sich ist. Ich sterbe ohne Klage, liebe Mutter Ottilie, weil Du mich nicht mehr verachten wirst, wenn ich tot sein werde ..."

Er hielt inne und ließ weinend den Kopf in die Hände sinken.

Als er seine Thränen versiegen fühlte, erhob er wieder den Kopf, überlas, was er geschrieben hatte und fügte in hastigen Schriftzügen hinzu:

„Ich küsse meine Mutter und meine Schwester Yveline.“

Dann zeichnete er entschlossen seinen Namen: „Edmund Brice“ mit einem kräftigen Schnörkel.

Anstatt seinen Brief zuzusiegeln, ließ er ihn offen auf dem Tische liegen und nahm den Revolver in die rechte Hand. Im Begriff, ihn auf sich zu richten, beugte er sich über das Blatt und drückte einen Kuß auf die Stelle neben seiner Unterschrift; dann ging er festen Schrittes an sein Bett, setzte sich auf den Rand desselben und richtete den Lauf der Waffe auf seine Schläfe.

In diesem Augenblicke drehte sich ein Schlüssel im Schloß des Schlafzimmers, aber er vernahm es nicht. Seine Seele war tief bewegt. Der Egoismus seiner zwanzig Jahre ließ ihn das Abscheuliche seiner Handlungsweise den Seinigen gegenüber nicht zum Bewußtsein kommen, noch weniger dachte er an Gott. Er sah nur eins: Er verließ ein schweres Leben, um einzugehen ... wo? Er wußte es nicht, aber er hatte einen unbestimmten Eindruck, daß er seine rechte Mutter wiederfinden würde.

„Sie wird nicht auf meine Mutter Ottilie eifer-

süchtig sein!" war der letzte klare Gedanke, welcher sein Gehirn durchkreuzte.

In diesem Augenblicke erblickte er Ottilie vor sich und fühlte, daß sie ihm die Waffe entriß. Der Schuß ging los, und die Kugel drang tief in den massiven Fuß des Sekretärs.

„Schämen Sie sich denn nicht?" rief ihm Jaffé entrüstet zu, indem er ihn am Kragen schüttelte.

Dann fühlte Edmund, wie Ottilie ihn in ihre Arme nahm und küßte. Er kehrte aus so weiter Ferne zurück, und die Liebkosung war so süß, daß er sie nicht ertragen konnte, er verlor das Bewußtsein.

„Er kann sich doch nicht schon getötet haben, gnädige Frau?" fragte Jaffé mit Augen, die aus dem Kopfe hervortraten.

„Nein," antwortete Ottilie, „er ist nur in Ohnmacht gefallen."

„O, dann ist es gut, wir wollen ihn reiben," erwiderte der Diener und machte sich sogleich ans Werk.

Richard Brice, durch den Schuß herbeigerufen, trat mit verstörten Blicken in das Zimmer.

„Ich bin dir ungehorsam gewesen," sagte seine Frau einfach zu ihm, indem sie die Waffe in seine Hände legte. „Jetzt siehst du, daß er es nicht absichtlich gethan hatte. Glaube es, Richard, dein Sohn ist ein braver Junge, aber sein Herz ist krank, und wir wollen versuchen, es mit Gottes Hilfe zu heilen."

XVI.

Gewisse, aufs äußerste gespannte Situationen können nur durch eine tragische Wendung gelöst werden; gewisse Mißverständnisse nur durch das Hereinbrechen einer Katastrophe. Ohne den Selbstmordversuch des unglücklichen Edmund wären die Beziehungen zwischen seinem Vater und ihm vielleicht immer peinlich und unerquicklich geblieben; jetzt aber, wo die Glaubwürdigkeit des jungen Mannes nicht mehr in Zweifel gezogen werden konnte, erwachte in Richards Herz eine warme Zärtlichkeit für seinen Erstgebornen.

Edmunds Unglück bei der Prüfung war an sich durchaus nicht so schwer zu nehmen, denn er konnte sich für das folgende Jahr aufs neue melden, da er das vorgeschriebene Alter auch dann noch nicht überschritten haben würde. Ein neuer Lehrer wurde für ihn gewählt, um so viel als möglich die unangenehmen Erinnerungen in seinem Geiste zu verwischen, vor allem aber lebte er ganz auf unter der neuen Behandlungsweise seines Vaters, denn er war sicher, hinfort richtig verstanden und nicht verurteilt zu werden, wenn sein Ungeschick auf ihn noch einmal den Schein eines Unrechtes werfen sollte, das er nicht begangen hatte.

Im folgenden Jahre meldete er sich wieder zur Prüfung, bestand sie gut und erhielt seinen Platz unter den ersten zwanzig seiner Kameraden. Dieser Erfolg,

welcher das Herz des Vaters ganz glücklich machte, war für Ottilie die Veranlassung zu einer besonderen Herzensfreude, denn Richard sprach ihr seinen aufrichtigen Dank dafür aus.

„Du bist der gute Engel der Familie," sagte er zu ihr, „und ich weiß nicht, was ohne dich aus uns geworden sein würde, denn meine Mutter, Edmund und ich, wir sind uns zu ähnlich, um uns nicht häufig vor den Kopf zu stoßen; du aber bist das Band und die Kraft unserer Seelen."

„Ach," rief Ottilie mit einem bescheidenen Lächeln, „ich habe dir unsere Tochter noch nicht wiedergewonnen, aber mit Gottes Hilfe wird auch das geschehen."

„Glaubst du?" entgegnete Richard, der plötzlich ganz traurig geworden war. „Ich fürchte sehr, daß wir sie unser Leben lang werden entbehren müssen."

Im Grunde stellte Ottilie sich auch vertrauensvoller, als sie es wirklich war. Einmal hatte sie es bereits für möglich gehalten, das Herz Yvelinens zu erobern, aber jetzt mußte sie sich fragen, ob das, was sie so rasch für Wirklichkeit genommen, nicht ein Traum gewesen sei.

Von Tag zu Tag wurde es dringender, das junge Mädchen in die Welt einzuführen, und Frau de la Rouveraye konnte trotz aller ihrer diplomatischen Künste derselben nicht länger aus dem Wege gehen.

Es war aber das unbestreitbare Recht und die Pflicht der Gattin Richards, Yveline in der Gesellschaft

vorzustellen. Würde nun wohl die alte Dame darauf verzichten, sie bei sich zu behalten?

Nicht ohne Grund fühlte die Großmama einige Unruhe. Die Natur des jungen Mädchens, durch die Erziehung wohl fügsamer gemacht, aber nicht überwunden, brach in einzelnen Augenblicken mit unerwartetem Ungestüm hervor. Yveline war ganz und gar die Schwester Edmunds und die Tochter Richard Brices. Die glatte Höflichkeit ihrer Erzieherin hatte ihr einen oberflächlichen Firnis geben können; ja noch viel mehr: während der Kindheitsjahre war sie wirklich das liebenswürdige kleine Mädchen gewesen, welches in den Augen der Welt als ein Musterkind erschien. Aber man kann durch äußere Mittel einen lebendigen und starken Organismus unmöglich brechen; die wahre Natur Yvelinens, einmal dem einzigen, sie beherrschenden Einfluß entzogen, hatte sich inmitten ihrer Altersgefährtinnen durch die Schule, durch den Verkehr und durch das Nachdenken entwickelt; die Herzenswärme, welche man als nicht vorhanden oder doch erloschen in ihr annahm, glomm unter der Asche fort, bereit, bei dem ersten Anstoß hervorzubrechen.

Das Gefühl dieses verborgenen Lebens zwang Yveline infolge einer übertriebenen Verschämtheit, immer mehr in sich selbst zurückzugehen, immer gleichgültiger und eisiger nach außen zu erscheinen. Das junge Mädchen hatte fast Furcht vor dem, was es in seiner Seele erriet; in einer Gesellschaft, wo alles nur Schein war, würde sie errötet sein, wenn man eine

solche Lebenskraft in ihr geahnt hätte; sie würde geglaubt haben, auf falschem Wege zu sein, wenn ein edlerer Trieb ihr nicht immer wiederholt hätte, daß sie nicht einzig und allein gemacht sei, sich den besonderen Gesetzen der Welt zu opfern, an welchen Frau de la Rouverayes ganzes Herz hing.

Es war eine entzückende Welt, aber sie war hohl und leer. Die Frauen waren darin vollkommen gut erzogen, die Männer zeigten sich tadellos, die Ansichten waren gemäßigt, die Handlungen wohl abgewogen, das Lächeln steigerte sich niemals so sehr, daß es in ein Lachen ausartete, einmal weil das geräuschvolle Lachen gemein ist, und dann weil es Falten auf dem Gesichte hervorbringt. Auch waren die Frauen dieser Welt ewig schön, ihr Alter verriet sich nur durch die Veränderung des Teints, aber man verstand es, solchen Schwächen der Natur abzuhelfen. Die jungen Männer waren aufs geschmackvollste gekleidet und hatten ein entzückendes Benehmen; die jungen Mädchen verheirateten sich, ohne daß eine Falte ihrer jungen Stirn eine innere Beteiligung verriet; aber seltsam genug heirateten die jungen Männer dieser Welt niemals die jungen Mädchen; sie erschienen, tanzten, machten den Hof, verschwanden dann aber plötzlich, um erst lange Zeit nachher verheiratet oder als Würdenträger wieder zu erscheinen. Kam einmal eine Heirat zu stande, so heirateten die jungen Damen fast nur ältliche Männer, deren beginnende Kahlköpfigkeit durch die Kunst der Haarkünstler geschickt versteckt wurde; es gab keine

Leidenschaft, keine Stürme unter diesen so vollkommen korrekten Menschen.

Yveline hatte trotz ihres Scharfblickes das alles nicht gesehen, aber sie hatte etwas davon erraten. Als sie ihr siebzehntes Jahr erreicht hatte, protestierten ihre hochgewachsene Gestalt und ihre glänzende Schönheit gegen einen längeren Aufschub ihrer Einführung in die Welt; die Sommersaison war dazu nicht recht geeignet, aber Frau de la Rouveraye, welche ihre eigenen Pläne verfolgte, ließ zahlreiche Einladungen ergehen; es waren nur garden-parties, lawn-tennis und andere durch die englische Mode eingeführte Vergnügungen; übrigens tanzte man des Abends, zuweilen nachmittags nach französischer Weise.

Edmund, welcher nach Vollendung seines zweiten Jahres in Saint Cyr bald in die Kavallerieschule von Saumur eintreten sollte, nahm an allen diesen Vergnügungen teil. Er war ein echter Kavalier geworden von stattlichem Aussehen und trotz eines Restes von Melancholie doch stets guter Laune. Das Geheimnis seiner einstigen Verirrung war auf das strengste von Ottilie und Richard gehütet worden; wenn Frau de la Rouveraye gewußt hätte, daß ihr Enkel einen Selbstmordversuch gemacht hatte, würde sie ein lautes Jammergeschrei erhoben haben. Nichts ist in ihrer Welt ja so inkorrekt, als ein Selbstmordversuch! Wenn man sie gedrängt hätte, würde man ihr vielleicht das Geständnis abgenötigt haben, daß ein mißlungener Selbstmord womöglich noch inkorrekter sei; denn am

Ende verwischt der Tod viele Dinge, während das Lächerliche ... aber sie hatte niemals Gelegenheit, sich über diesen Gegenstand auszusprechen.

Man amüsierte sich also vortrefflich in La Rouveraye, in jener tadellos eleganten Welt. Nur eins warf seinen Schatten auf dieses heitere Gemälde: die unvermeidliche Gegenwart einer entfernten Verwandten, einer Witwe, mit ihren beiden Kindern, einem Sohn und einer Tochter.

Diese unbemittelten Leute gehörten zur Familie des verstorbenen Herrn de la Rouveraye. So angesehene Verwandte man auch haben mag, es gibt doch in fast allen Familien einige dürftige und mißfällige Glieder, mit denen man nichts Rechtes anzufangen weiß, und die man doch nicht los werden kann. Diese Verwandten hatten einen guten, im Lande hoch angesehenen Namen, aber sie waren verarmt, da der Vater ein wenig närrisch und voll barocker Projekte gewesen war. Nach seinem Tode hinterließ er seiner Frau, welche die Kinder unter unzähligen Schwierigkeiten erzogen hatte, gerade genug, um zu leben. Sie hatte sich indessen durchzuschlagen gewußt, wenigstens war der Hauptteil ihrer Aufgabe erfüllt, denn ihr Sohn hatte sich in seinen Studien so ausgezeichnet, daß er mit allen Ehren zum Doktor der Medizin promoviert war. Die achtzehnjährige Tochter war weder hübsch noch elegant. Trotz alledem ließ es sich nicht umgehen, sie einzuladen, denn alle die kleinen Leute im Lande würden sonst mit ihrem Tadel bei

der Hand gewesen sein, und das hätte Frau de la Rouveraye nicht vertragen können.

Wenn nur Frau von Présances nicht der ganzen Welt angekündigt hätte, daß ihr Sohn die Absicht habe, sich hier als Arzt niederzulassen! Kann man sich einen Présances vorstellen, der vierzig Sous von einem Bauern für ärztlichen Rat erhält? Sie hätten soviel Takt haben sollen, in Paris zu bleiben, wo man sich in der Menge verliert! Aber weder Herr noch Frau von Présances hatten jemals die geringste Idee von dem gehabt, was sich schickt.

Yveline hatte alle diese Meinungsäußerungen angehört und sie vortrefflich gefunden, ehe sie die Familie von Présances gesehen hattte. Als sie dieselbe aber kennen gelernt hatte, dachte sie darüber ganz anders.

Bertha von Présances war ja etwas schwerfällig und linkisch, aber sie hatte so schöne und so gute Augen; wen sie damit anblickte, der konnte sie nicht mehr häßlich finden. Frau von Présances sollte einst außerordentlich hübsch gewesen sein, aber sie hatte sich keine Mühe gegeben, nur zu lächeln, um den Mund nicht zu entstellen; als sie jung war, hatte sie vielleicht viel gelacht, in späterem Alter gewiß viel geweint, und nichts verdirbt ein Gesicht so sehr wie Thränen. Und doch, wieviel Güte lag auf diesen müden Zügen, wieviel Milde in diesen sorgenvollen Augen, welche Anmut in diesem Lächeln, obgleich ihr zwei Zähne fehlten, weil sie nicht die Mittel besaß, sie einsetzen zu lassen! Diese fehlenden Zähne berührten Frau de la Rouveraye besonders unangenehm.

„Man hat nicht das Recht, sich in solchem Zustande öffentlich zu zeigen,“ sagte sie sehr bestimmt. „Man schuldet den Personen, welche man besucht, auch Rücksichten, und dies ist ein entschiedener Verstoß gegen die gute Sitte.“

Yveline hatte anfangs die Zahnlücke betrachtet, dann hatte das milde, freundliche Lächeln ihr Herz gewonnen und, sie wußte selbst nicht, wie es kam, bald liebte sie innig dieses sanfte, welke Gesicht.

„Du solltest dich nicht soviel mit den Damen von Préfances abgeben,“ sagte eines Tages ihre Großmutter zu ihr, „sie gehören nicht zu unserer Welt, und du vernachlässigst darüber andere interessantere Personen.“

Die meisten jungen Mädchen — und sind es wirklich nur die jungen Mädchen? — haben in ihrem linken Ohre einen Schelm, genannt „Widerspruchsgeist“, der wunderbar erfinderisch ist und sofort zahllose Gründe zur Hand hat, um jede Handlung zu rechtfertigen, wenn nicht zu verherrlichen, welche dem Rat der älteren Leute entgegengesetzt ist.

Dieser Geist beherrschte Yveline in hohem Grade an diesem Tage, und so gelang es ihr, zumal ja in diesem Falle ihr Herz mitsprach, Frau de la Rouveraye völlig zu widerlegen, als sie ihr diesen Vorwurf machte.

Yveline sah sich die interessanteren Personen an, von denen ihre Großmutter gesprochen hatte, und fand sie durchaus nicht interessant. Unter ihnen ragte anmutig gleich einer Roggenähre auf einem Haferfelde ein gewisser Herr von Varcourt hervor, welcher voll-

ständig dem Programm entsprach: ein kaum merklicher Anfang einer Glatze, ausreichende Körperfülle, bewundernswerte Haltung, goldenes Monocle! Er hatte überdies einen sehr zarten Teint, und bei der geringsten Erregung bedeckte sein Gesicht eine tiefe Röte, welche sich bis unter seine semmelblonden Haare hinaufzog.

„Er ist häßlich, wenn er errötet, der Herr von Varcourt," dachte die kleine unehrerbietige Person.

In demselben Augenblicke bemerkte der Unglückliche, dessen blaue stark vorstehende Augen sich auf die reizende Yveline hefteten, daß sie ihn betrachtete, und seine Röte nahm noch zu.

„Nein, wie schrecklich häßlich er ist!" wiederholte bei sich das junge Mädchen und setzte sich neben ihre liebe Frau von Présances.

Der Zufall wollte, daß in diesem Augenblicke Georg von Présances einige Schritte von ihr entfernt stand; hatte er ihre Gedanken über seine Mutter erraten? Litt er darunter, daß sein liebes Mütterchen, welches sich alles entzogen hatte, um aus ihm zuerst einen Mann und dann einen Arzt zu machen, die ihre Augen verdorben hatte, um durch Ausbesserung von Spitzen Geld zu verdienen, — daß er sie von diesen schönen Damen und schönen Herren vernachlässigt sah? Jedenfalls sah er Yveline mit einem Lächeln an, welches ihr dankte, und Yveline merkte, daß sie unter seinem Blick errötete.

„Also Sie sind jetzt hier in der Nachbarschaft angesiedelt, liebe Cousine?" sagte sie zu Frau von

Présances. Bis dahin hatte sie diese „gnädige Frau“ angeredet, aber das Wort „Cousine“ erschien ihr ansprechender und vertraulicher bei dieser Frau mit den thränenmüden Augen.

„Wir werden Winter und Sommer unser kleines Häuschen bewohnen,“ erwiderte die Angeredete.

„Wird denn Ihre Tochter sich dort nicht langweilen?“

„Dazu werden wir gar keine Zeit haben! Wenn Sie wüßten, was man alles zu thun hat, wenn man sich einschränken muß! Und dann werden wir Georg des Abends bei uns sehen … Hoffentlich wird man ihn nicht zu oft in der Nacht herausholen.“

Yveline betrachtete Georg mit einem neuen Interesse. Daß man die Ärzte oft in der Nacht störte, war ihr nie als etwas Außerordentliches vorgekommen, und doch, wenn man es überlegte, mußte das sehr unangenehm sein. Da Georg ihr den Rücken zukehrte, verlängerte sie noch ein wenig ihre Betrachtung.

„Das thut nichts,“ fuhr Frau von Présances fort, welcher sie inzwischen ihre Gedanken mitgeteilt hatte, „eine solche Störung ist nicht der Rede wert, und man gewöhnt sich daran, aber schlimmer sind die Epidemien, da hat man mehr zu leiden, wenn man seine Kinder liebt.“

Dies war wieder ein ganz neuer Gesichtspunkt für Yveline. Sie hatte niemals in ihrer Umgebung eine Mutter aus Liebe zu ihren Kindern leiden sehen! In ihrer so vollkommen distinguierten Welt liebte man, ohne zu leiden.

„Als er die Diphteritis bekam,“ fuhr Frau von Présances fort, „war ich sehr unglücklich, — aber so stolz, als er mit dem Leben davonkam.“

„Stolz?“ fragte Yveline erstaunt.

„Nun ja, er hatte sie bei der Krankenpflege im Hospital bekommen ... Das ist doch so viel, als ob er auf dem Schlachtfelde sich hervorgethan hätte! ... Auch hat man ihm das Kreuz der Ehrenlegion versprochen, aber er ist noch zu jung ...“

„Wie alt ist er?“ fragte Yveline zerstreut.

„Vierundzwanzig Jahre ... Wenn er gestorben wäre, würde man es ihm geschickt haben, aber ich habe ihn doch lieber lebendig und ohne Kreuz, meinen Sie nicht auch?“

Die glückliche Mutter lachte, aber in ihr Lachen mischten sich Thränen, und mit einemmale fand Yveline sie sehr entzückend.

„Liebe Cousine, wollen Sie mir nicht erlauben, Sie zu küssen?“ sagte sie zu ihr.

„Von Herzen gern, mein liebes Kind!“

Georg, welcher sich eben umwandte, sah die beiden in diesem Augenblicke. Frau de la Rouveraye sah sie nicht; sie sagte gerade zu Herrn von Varcourt, mit welchem sie in einer einsamen Ecke des angrenzenden Salons saß:

„Haben Sie bemerkt, wie hübsch Yveline heute ist?“

„Himmlisch schön! Wen sollte ihre Anmut und Lieblichkeit nicht entzücken?“

„Nun, gehen Sie zu ihr, sagen Sie es ihr, nur etwas behutsam, verstehen Sie?"

„Natürlich, natürlich ... Also Sie geben mir das Recht dazu?"

„Ich habe es Ihnen gesagt, mein lieber Varcourt; Sie gefallen mir außerordentlich, und ich glaube, daß Sie auch ihr gefallen werden. Sie ist ein gutes Kind und wird mich nie betrüben. Sie wird Sie jedenfalls annehmen, wenn ich ihr sage, daß ich es wünsche, aber es wäre doch gut, wenn Sie selbst versuchten, ihr zu gefallen."

Varcourt verneigte sich mit einer sehr selbstzufriedenen Miene. Er war durchaus nicht böse darüber, daß er um seiner selbst willen ihr gefallen sollte.

„Und die Familie ... Herr und Frau Richard Brice ... Sie befürchten doch von ihnen keinen Widerstand?"

Frau de la Rouveraye machte eine Bewegung, welche sagen sollte: „Kümmern Sie sich doch nicht um diese Dinge!"

Varcourt errötete vor Vergnügen und ging auf Yveline zu.

„Wie häßlich er ist! Und dabei wie drollig!" dachte das junge Mädchen, als sie ihn erblickte. „Er sieht aus wie eine Wachspuppe mit einem Schnurrbart!"

Und da sie fühlte, daß sie sich vor ausgelassenem Lachen nicht halten konnte, floh sie in den Garten, wohin Varcourt ihr nicht zu folgen wagte.

XVII.

Die Einbildungskraft der jungen Mädchen vermag in kurzer Zeit einen weiten Raum zu durchlaufen. Yveline entwarf sich ein bezauberndes Bild von dem Leben in dem Häuschen, welches die Présances bewohnten. Solch eine eingeschränkte Existenz erschien ihr die schönste von allen; sie hatte im Kloster von der Königstochter Nausikaa sprechen hören, welche ihre Wäsche im Flusse wusch; man konnte also die niedrigsten Arbeiten verrichten, ohne etwas von seinem vornehmen Aussehen und von seiner Würde zu verlieren, und Yveline war überzeugt, daß Frau von Présances, was sie auch thäte, immer eine vornehme Frau sein würde trotz ihrer abgetragenen Kleider und trotz ihres anspruchslosen Auftretens.

Von welch geringfügigen Umständen hängen die Dinge doch oft ab! Wenn Frau de la Rouveraye ihre arme Cousine nicht kritisiert hätte, würde Fräulein Brice vielleicht nie den Vetter Georg beachtet haben!

Vetter und Cousine? Sie waren es allerdings, aber in so entferntem Grade, daß man es sich immer erst in das Gedächtnis zurückrufen mußte, und Yveline, welche die Mutter mit „Cousine" anredete und die Tochter bei ihrem Vornamen nannte, dachte auch nicht einen Augenblick daran, die Anrede „Herr" aufzugeben, wenn sie mit dem Sohne sprach. Ja, noch vielmehr, sie sagte keineswegs „Herr Georg", sondern

„Herr von Présances“; und Georg kam es auch nicht von ferne in den Sinn, daß diese ceremonielle Anrede sich an den von der Großmutter verachteten Verwandten richtete, welchem Yveline dadurch die ihm gebührende Achtung erweisen wollte.

Der Unglückliche! Anfangs hatte er sie „Fräulein Yveline“ genannt, wenn er von ihr sprach, seit einiger Zeit aber sagte er stets nur: „sie“!

Man kann ein tüchtiger Mediziner und auf sein nagelneues Doktordiplom recht stolz sein, man kann verschmitzten Bauern auf der Landstraße umsonst Rat erteilen und dabei von gelehrten Studien, die man einst in der Hauptstadt machen werde, träumen — man ist darum doch nicht unverwundbar. Man mag der Wissenschaft für den Augenblick entsagt haben, um für eine geliebte Mutter zu sorgen, welche sich um des Sohnes willen die Augen verdorben hat; man mag nicht ohne Wut und heimliche Demütigung sein schönes Zukunftsideal geopfert haben, um sein tägliches Brot zu verdienen; man mag sich gesagt haben: „Ich werde niemals lieben, weil ich jetzt meiner Pflicht und später meinen Studien angehören muß ...“ Alles das hindert aber nicht, daß man eines Tages dem Blick zweier reiner Mädchenaugen begegnet, und daß man dann wie toll und verzweifelt liebt.

So war es Georg von Présances ergangen. Seitdem er Yvelinen zu tief in die Augen geschaut, brachte er viele Nächte damit zu, vor einem sternenlosen Himmel über die Grausamkeit des Schicksals schmerzbewegt

nachzusinnen. Er hatte ja im voraus seine Zukunft geopfert, warum mußte der Versucher ihn jetzt locken: „Sieh, wie schön, wie gut, wie verführerisch sie ist! Sieh sie recht an, bemerke das liebliche Lächeln ihrer Augen, wenn sie auf dir ruhen und — wisse, daß sie nicht für dich ist, daß sie dir niemals angehören darf, ja noch viel mehr, daß ein anderer sie besitzen wird."

Der arme Georg sagte sich das alles in seiner großen Gewissenhaftigkeit und wiederholte es sich so gründlich, daß die späte Morgenröte des Septembers ihn eines Tages noch an seinem Fenster fand, die Hände von heldenmütigen Thränen benetzt und das stolze Herz blutend im Gedanken an das Opfer, welches er bringen wollte.

„Wenn meine Mutter tot und meine Schwester verheiratet sein wird, werde ich Frankreich verlassen und in die mörderischen Länder gehen, vor denen die Tapfersten erbeben, und dort werde ich in Dunkelheit sterben, nachdem ich manches dunkle Leben erhalten... ich, der ich davon geträumt hatte, so viele Geheimnisse der geheimnisvollen Natur zu entreißen!"

Inzwischen begleitete Georg seine Mutter und seine Schwester jeden Donnerstag nach La Rouveraye; konnte er denn diesen allwöchentlichen Empfangsabenden sich entziehen, zu welchen die ganze Umgegend mit solcher Lust eilte? Überdem machte es ihm ein schmerzliches Vergnügen, seine Göttin von den anderen angebetet zu sehen. Mit dem Auge des Verliebten hatte er schnell den von der Großmutter begünstigten Bewerber

herausgefunden und hatte sofort bemerkt, wie dumm, geckenhaft und eingebildet derselbe war. Allerdings bemerkte er auch, daß Yveline ihn nicht sehr ermutigend aufnahm, aber es ist ja bekannt, daß die jungen Mädchen ihre Gefühle erst zeigen dürfen, nachdem ein Bewerber um ihre Hand angehalten hat.

Wenn der arme Georg, anstatt sich unnütz zu quälen, aufmerksam beobachtet hätte, so würde er die Gewißheit gewonnen haben, daß die unbarmherzige Yveline mit dem schönen Varcourt spielte wie die Katze mit der Maus. Nachdem sie anfangs bei dem Anblick des Schützlings ihrer Großmutter lachend die Flucht ergriffen hatte, erlaubte sie ihm jetzt, mit ihr zu reden und antwortete ihm mit jener vollkommenen Unbefangenheit, die schon manchen Gecken getäuscht hat und noch manchen täuschen wird. Trotzdem hatte Varcourt noch niemals die Gelegenheit finden können, ein entscheidendes Wort zu sprechen. Es lag das nicht an ihm, Yveline hatte vielmehr fest bei sich beschlossen, daß dieses Wort niemals ausgesprochen werden sollte, und sie that gewissenhaft alles, um es zu verhindern.

Frau de la Rouveraye beunruhigte sich etwas über diese Koketterie ihrer Enkelin; sie hätte sich noch viel mehr beunruhigt, wenn sie die geheimen Gedanken derselben hätte lesen können! Aber wie die meisten selbstbewußten und selbständigen Personen, dachte die gute Dame gar nicht daran, daß jemand seine eigenen Gedanken haben könne: daran gewöhnt, die ganze kleine Welt, welche um sie her sich bewegte, nach ihrem

Gutdünken zu leiten, nahm sie den Mangel an jeder persönlichen Überzeugung als etwas Selbstverständliches auf. In betreff Yvelinens hatte sie sich aber sehr getäuscht, und als sie es entdeckte, erwuchs ihr daraus manche schmerzliche Stunde.

Da Herr und Frau Richard Brice in der nächsten Zeit erwartet wurden, entschloß sich die Großmutter, den verliebten Varcourt über die Fortschritte seiner Bewerbung auszufragen. Es war wünschenswert, daß er gesprochen und Erhörung gefunden hätte, bevor die Eltern kämen, damit man ihnen die Sache als ganz fertig vorlegen könnte. Varcourt hatte ein schönes Vermögen, einen schönen Namen, eine schöne Stellung in der Gesellschaft, ein La Rouveraye ganz nahe gelegenes Besitztum; die Großmama hätte wohl wissen mögen, wer eine annehmbarere Partie hätte ausfindig machen können?

Was hätten die Brices dagegen einzuwenden vermocht? Daß man sich in der ganzen Geschichte nicht um sie bekümmert habe? Aber man hatte ja auch gar nicht nötig, sich um sie zu bekümmern! Die Erziehung Yvelinens war, Gott sei Dank, ohne ihr Zuthun geschehen; es sollte mit ihrer Verheiratung ebenso sein. Allerdings war die alte Frau Brice noch da ... die hatte man gänzlich beiseite geschoben, das mußte zugestanden werden, aber seitdem sie mit Herrn und Frau Richard gemeinsame Sache machte, konnte sie auch nicht mehr in Frage kommen. Und

dann, wenn Varcourt Yvelinen gefiel? Was ließ sich dagegen einwenden?

Varcourt mußte also Yvelinen gefallen, das war vor allen Dingen nötig, und dafür mußte gesorgt werden.

„Nun, mein lieber Freund, sind Sie mit Ihrer Sache vorwärts gekommen?“ fragte eines Tages Frau de la Rouveraye ihren Schützling, während die Jugend in dem anstoßenden Salon tanzte.

Varcourt tanzte nur, wenn er es durchaus nicht vermeiden konnte. Das war eines der kleinen Ärgernisse, die er Frau de la Rouveraye gab. Eine junge Frau muß tanzen, das versteht sich, und es ist darum gut, daß ihr Mann den Tanz nicht scheut. Wenn Varcourt doch den Tanz geliebt hätte! ... aber was war dabei zu machen? Am Ende ist doch niemand vollkommen!

„Ich kann es Ihnen wirklich nicht sagen,“ erwiderte der Gefragte errötend. „Fräulein Yveline sieht meine Aufmerksamkeiten günstig an ... ich wage es wenigstens zu hoffen ... aber ... ich kann doch nicht sagen, daß sie bis jetzt mich ermutigt hat ... kurz ... ich weiß nicht ...“

„Ach was! Sie haben keine Energie!“ erwiderte Frau de la Rouveraye mit einem leisen Anflug von übler Laune; „das ist doch wirklich nicht so schwer!“

„Ich versichere Sie, gnädige Frau, daß ... es viel schwerer ist, als Sie zu glauben scheinen,“ antwortete Varcourt, indem er seine rosige Stirn mit einem Battisttaschentuch, in welches sein Wappen bunt

eingestickt war, trocknete. „Es ist sehr ... sehr schwer ... Fräulein Yveline ... ermutigt mich gar nicht.“

„Sie sprechen aber doch die ganze Zeit mit ihr?“

„Sie spricht, gewiß ... sie spricht sogar viel ... aber ich weiß nichts, absolut nichts, ich versichere Sie ... von ihren persönlichen Gefühlen ... besonders was mich angeht!“

Nachdem Varcourt diesen Satz mühsam beendigt hatte, warf er einen unruhigen Blick auf die Thüre des Salons, vor welcher die Tanzenden auf und ab schwebten. Yveline tanzte nicht; sie saß in einem lauschigen Winkel mit ihrer „lieben Cousine“ und Bertha und ließ sich Episoden aus Georgs Kindheit erzählen, und Frau von Présances, welche darin kein Arg sah, erzählte ihr mit der überströmenden Beredsamkeit einer Mutter allerhand kindliche Geschichten, welche den jungen Mädchen ein Lächeln entlockten. Auf einem niedrigen Stuhle sitzend, hatte Yveline sich ein wenig vorwärts gebeugt und, die Augen auf die Erzählerin gerichtet, konnte sie nicht genug hören und unterbrach nur von Zeit zu Zeit die Erzählung durch ein ausgelassenes Lachen, in welches Bertha in der Erinnerung an die phantastischen Heldenthaten ihrer Kindheit einstimmte.

Georg war lange in einem großen Kreise um die kleine Gruppe herumgegangen, sich gelobend, nicht näher zu treten; endlich hatte er sich doch bei ihnen niedergelassen, ohne indes Miene zu machen, an der Unterhaltung teilzunehmen. Aber er verlor kein

Wort davon; er hörte die ungereimten Fragen Yvelinens und ihr fröhliches Lachen, welches durch die Rücksicht auf die Gesellschaft gedämpft wurde; er fühlte, als ob er es gesehen hätte, wie die Augen des jungen Mädchens auf den kleinen Knaben, der er gewesen war, auf den Jüngling, dann auf den jungen Mann gerichtet waren . . . und es schien ihm zuweilen, als ob diese stolzen und doch so sanften Augen sich senkten, wenn Bertha in geschwisterlicher Begeisterung ihn Yvelinen in gar zu vertrauter Weise darstellte.

„Ach!" schloß Frau von Présances mit einem behaglichen Gefühle; „das kommt alles daher, daß mein Georg seine Mutter so sehr liebte."

„Seine Mutter!" wiederholte Yveline, die plötzlich ganz ernst geworden war. „Seine Mutter . . ."

Dieses Wort erschien ihr so süß; zum erstenmal sah sie alles, was darin von Zärtlichkeit, von Dankbarkeit und Familiengefühl lag . . . Frau von Présances blickte sie ein wenig überrascht an.

„Ach, ich habe keine Mutter gehabt!" sagte Yveline.

Georg sah ihr ins Gesicht. Keine Mutter, armes Kind! Sie hatte alle diese köstlichen Freuden, diese Hingabe an liebkosende Hände, dieses grenzenlose Vertrauen des Kindes auf diejenige, welche sein Alles ist, nicht gekannt. Yveline wandte sich langsam zu diesem Sohne, welcher seine Mutter so sehr geliebt hatte, und ihr junges Blut stieg ihr in die zarten Wangen, soviel Mitleid, soviel verborgene Zärtlichkeit und auch so-

viel Kummer las sie in seinen Augen, die sie achtungsvoll anblickten.

Yvelinens Herz erzitterte seltsam, wie ein Vogel, welcher mit den Flügeln um sich schlägt in der Hand dessen, der ihn gefangen! Ein ungestümes Gefühl ergriff sie, es kam ihr vor, als ob sie sich in einem unbekannten Wasser befände, dessen Wellen sie sanft wiegten und sie doch mit sich fortrissen.

„Ach, mein Gott!" sagte sie sich, „es ist doch nicht möglich, daß ich ihn liebe?"

Dabei erbleichte sie plötzlich, und Bertha wurde unruhig.

„Yveline, was ist Ihnen? Sind Sie unwohl?" fragte sie.

Georg war aufgestanden und näher getreten.

„Nein, nein," erwiderte Yveline hastig, „ich will nur sehen, ob Großmama . . ."

Sie war verschwunden, ehe man sie hätte zurückhalten können.

„Was hat sie?" fragte Frau von Présances ganz verwirrt.

„Mama," sagte Georg, „komm hierher, ich muß dir etwas sagen . . ."

Er zog sie beiseite.

„Sprich nicht mehr zu ihr über mich . . . ich bitte dich darum . . . ich weiß ja, du thust es, weil du mich liebst, und weil du mich für interessant hältst, aber . . ."

Frau von Présances hörte ihn an, ohne ihn zu verstehen.

„Siehst du," fuhr Georg mit einiger Anstrengung fort, „es ist unvorsichtig, was du thust . . . man kennt uns noch wenig in dieser Familie, und wir könnten scheinen . . . was wir doch nicht sind . . ."

„Was meinst du, mein Kind?" fragte seine Mutter, die immer weniger verstand, worauf er hinaus wollte.

„Sie ist reich," sagte ihr unglücklicher Sohn, der es nicht über sich bringen konnte, den geliebten Namen auszusprechen; — „sie ist sehr reich, und wir sind sehr arm, — man muß nicht glauben an . . . an eine Berechnung . . ."

„Ach, mein armes Kind," stieß die Mutter hervor, indem sie seine beiden Hände erfaßte, „du . . . du liebst sie . . ."

Er riß sich von ihr los, obgleich sie ihn liebevoll zurückzuhalten suchte, und verließ das Zimmer.

Als er einige Zeit darauf zurückkehrte, sagte er zu seiner Mutter, daß ihr kleiner Wagen auf sie warte, dann führte er die beiden Damen hinab, ließ sie einsteigen, setzte sich neben sie und ergriff die Zügel.

Als er eben abfahren wollte, beugte sich Yveline aus einem Fenster heraus. Es war das ihres ehemaligen Kinderzimmers, dasselbe, an welchem sie sich einst ihrem Vater in dem Glanze ihrer goldenen von der Sonne verklärten Haare gezeigt hatte. So war damals das kleine Mädchen den verwunderten Augen Richards erschienen, so erschien jetzt die erwachsene

Jungfrau von einer ähnlichen Glorie umflossen, den Blicken desjenigen, welcher sie liebte.

Sie hatte sich in dieses Zimmer geflüchtet, in welchem sie die Jahre ihrer frühesten Kindheit verlebt hatte. In dem großen Aufruhr ihrer Seele hatte sie instinktiv eine Zuflucht gesucht unter den Zeugen eines Lebens, welches nur Friede und Freude atmete. Das Geräusch der Räder hatte sie ans Fenster gelockt, sie hatte es mit einem unbestimmten Angstgefühle geöffnet; in der tiefen Berauschung, welche sie verwirrte, erschien ihr alles beunruhigend.

Georg, seine Mutter und Bertha blickten hinauf bei dem leichten Geräusche, welches das selten geöffnete Fenster machte.

„Sie fahren schon fort, Cousine?“ rief sie mit ihrer melodischen Stimme hinaus.

Die Abendluft war so ruhig, daß ihre Worte auf die Davonfahrenden wie Krystallperlen fielen, obgleich sie fast leise sprach.

„Wir fahren nach Hause,“ sagte Bertha, da ihre Mutter schwieg.

„Ich erwarte Sie nächsten Donnerstag, nicht wahr? Alle drei?“ rief Yveline.

Georg betrachtete sie lange, um in seinem Gedächtnis das leuchtende Bild mit hinwegzunehmen, dann grüßte er und berührte seinen etwas schwerfälligen Klepper mit der Peitsche. Welch ein trauriges Fuhrwerk war doch das eines armen Dorfarztes! Mußte ein böser Zufall ein solches Andenken in Yvelinens

Gedächtnis graben, mußte sie ihn so zum letztenmal gesehen haben!

„Auf Wiedersehen!“ sagte Bertha, und das bescheidene Fuhrwerk rollte auf der Landstraße dahin, von Yvelinens Augen verfolgt. Wenn Georg es gewußt hätte! Die Sonne vergoldete die dürftige Kalesche, welche der Erbin von La Rouveraye schöner und glänzender erschien als der Sonnenwagen des Helios.

XVIII.

Die Gesellschaft wollte an diesem Abend in La Rouveraye kein Ende nehmen; jedermann langweilte sich, nur Yveline nicht, die in einer Verzückung lebte. Endlich brachen die letzten Gäste auf, und als das junge Mädchen ihre Großmutter umarmte und ihr gute Nacht wünschte, war Frau de la Rouveraye nahe daran, sie zurückzuhalten. Am liebsten hätte sie auf der Stelle mit ihr über die geplante Heirat gesprochen. Aber sie fühlte sich doch zu ermüdet dazu und verschob die Unterredung auf den nächsten Tag.

Niemals hatte Yveline so danach verlangt, allein zu sein. Seit das einfache Fuhrwerk am Ende der Allee verschwunden war, fühlte sie sich von einer übermächtigen Ungeduld durchschauert; sie hätte am liebsten sofort den lästigen Zwang der Gesellschaft abgestreift; das Diner wollte kein Ende nehmen; das Geschwätz der Gäste, in welches sie sonst mit guter

Laune und fröhlichem Lachen miteingestimmt, erschien ihr heute unerträglich leer und hohl. Endlich war sie allein. Auch ihre Kammerjungfer hatte sie fortgeschickt, und nun saß sie in dem reizenden Neste ihrer Kindheit und blickte mit einem wonnigen Gefühl um sich.

Alles erschien ihr darin größer, schöner und freundlicher; sie hätte glauben mögen, daß Wände und Decke verschwunden wären und der sternenbesäte Himmel sich über ihrem Haupte öffnete. Ein Strom von Wärme und Begeisterung flutete neubelebend durch ihre Seele und hob sie im Gebete empor.

„Ach,“ dachte sie, „ich bin so glücklich, ich fühle mich so reich in meiner Liebe ...“

Plötzlich schwand ihre Freude: ein Wort hatte soeben die Wirklichkeit inmitten ihres Traumes heraufbeschworen: „Reich!“ ... darin lag das Hindernis! Ein Mann, wie Georg, konnte eine Erbin nicht lieben; er, der unermüdliche Arbeiter, mußte den Reichtum verachten! Aber sie ... verachtete er sie auch?

Sie errötete bei dieser Frage, als hätte man sie in ihrer verschlossenen Kammer belauschen können. Nein, gewiß, er verachtete sie nicht! Sie war dessen sicher. Es würde sich ja alles schon finden. Kennt man denn im Alter von achtzehn Jahren wirklich Hindernisse?

Sie legte sich zur Ruhe, die Hände auf der Brust gefaltet, als wollte sie darin den süßen Gedanken, der sie durchbebte, verschließen. So lag sie lange da mit

geschlossenen Augen, ihre Freude auskostend; endlich schlief sie ruhig ein, wie ein kleines Kind.

Der nächste Tag war ein Freitag. Frau de la Rouveraye hatte daran erst beim Erwachen gedacht; es stimmte sie sehr verdießlich, denn grundsätzlich unternahm sie nichts an einem Freitag. Die Sache mußte also auf Sonnabend verschoben werden; das war um so ärgerlicher, als Edmund am Nachmittag dieses Tages ankommen sollte. So blieb ihr nur der Morgen, aber der würde ihr ja auch für ihren Zweck genügen, sagte sie sich und fügte sich in ihr Schicksal.

Ganz unerwartet traf Edmund schon vormittags ein. Es war ihm gelungen, sich einige Stunden früher freizumachen, welche er seiner Schwester widmen wollte. Er fand sie viel schöner geworden, und der Glanz, der auf ihrem reizenden Gesichte ruhte, konnte seinen brüderlichen Augen nicht entgehen.

„Was ist dir geschehen?“ fragte er lächelnd, „hast du ein Geschenk bekommen, oder hast du einen Liebhaber zur Verzweiflung gebracht? Du siehst fast so aus.“

„Vielleicht,“ scherzte Yveline und brach in ein fröhliches Lachen aus; sie dachte an die unvermeidliche Enttäuschung Varcourts, dessen Bewerbung ihr gar zu lächerlich vorkam.

„Schon? Du fängst gut an; du machst schon Leute unglücklich? Nimm dich nur selbst in acht! ...“

Sie war so rot geworden, daß er seinen Satz nicht vollendete und sie ganz bestürzt anblickte.

„Da steckt etwas dahinter,“ sagte er sich, „mein Schwesterchen ist wie verwandelt ...“

Sie wollte ihm aber keine Zeit lassen, seinen Angriff zu erneuern.

„Ist Vater in den Pinien?“ fragte sie.

„Nein, nur unsere Mutter Ottilie, Vater wird Sonntag dort eintreffen.“

„So bist du allein gekommen?“

„Mit Jaffé ...“

Sie war mit ihren Fragen fertig und wußte nicht, was sie weiter sagen sollte. So ging sie an ihren Flügel, spielte einige Takte eines Nocturno von Chopin, dann hielt sie inne, da sie fühlte, daß die Gefühlsstärke, welche durch ihre Finger zum Ausdruck kam, sie in den Augen ihres scharfsichtigen Bruders verraten mußte. Plötzlich faßte sie einen Entschluß, kam auf Edmund zu und sagte, ihm voll in die Augen blickend:

„Wenn du dich verheiraten wolltest, glaubst du, daß unser Vater sich dem widersetzen würde?“

„Handelt es sich um mich?“ fragte der junge Mann, ihre beiden Hände erfassend.

Sie widerstand ein wenig, er zog sie neben sich auf einen Sitz.

„Nun kurz und gut,“ hub sie etwas verlegen wieder an, „angenommen, du wolltest dich verheiraten... das kann doch geschehen, nicht wahr?“

„Ich?“ erwiderte er, „ich bin in der Kavallerieschule, ich existiere für den Augenblick gar nicht; aber

wenn ich mich einmal verheiraten kann, bin ich überzeugt, daß Vater nichts dawider haben wird!"

„Selbst wenn ... wenn das junge Mädchen arm wäre," fragte Yveline, ganz stolz auf ihre Kriegslist.

„Aha! er ist arm," dachte Edmund, unwillkürlich lächelnd über die verschmitzte Frage seiner Schwester, dann antwortete er laut: „Ich glaube nicht, daß die Armut ein Hindernis für mich sein würde."

„Für dich?" wiederholte das junge Mädchen unruhig, indem sie ihn ansah.

„Ja; für einen Mann, will ich sagen."

„Also für eine Frau würde das nicht dasselbe sein?"

Edmund wußte nicht, was er antworten sollte; er war auf diesem Gebiete noch recht unerfahren, auch wäre er in große Verlegenheit geraten, wenn er das, was er sehr wohl fühlte, hätte ausdrücken sollen.

„Ich weiß nicht," sagte er endlich, „Vater ist ein braver, ein sehr guter Mann ..."

Er hielt inne. Die Erinnerung an die Strenge seines Vaters hatte für ihn jede Bitterkeit verloren, aber sie war doch nicht ganz aus seiner Seele geschwunden.

„Wenn es sich um mich handelte," begann er wieder, „wenn ich eine Sorge, einen Kummer hätte, ich weiß wohl, was ich thun würde ... ich würde ihn auf der Stelle meiner Mutter Ottilie anvertrauen."

Yveline machte eine etwas verächtliche Bewegung.

Was lag ihr an Ottilie, und warum brachte Edmund sie nur wieder in diese vertrauliche Unterredung hinein?

„Ich weiß," fuhr der junge Mann fort, „du kennst sie nicht ... das ist schade ... du würdest sie geliebt haben, und sie liebt dich so sehr."

Yveline fuhr überrascht auf und sah ihren Bruder betroffen an.

„Sie liebt mich?"

„Sie liebt dich, mein Schwesterchen; entfernt von dir denkt sie an dich, leidet sie unter deiner Gleichgültigkeit, und hat dich sehr lieb ..."

„Warum sollte sie mich lieben?" wandte Yveline ein, wie sie es früher schon einmal gethan hatte.

Dieses Mal kannte Edmund das Leben besser. Man blickt nicht ohne nachhaltige Wirkung dem Tode ins Antlitz. Die große Erschütterung, welche er damals erfahren, hatte ihn über seine Jahre gereift, und er konnte antworten:

„Sie liebt dich, weil sie unseren Vater liebt. Ach, du weißt nicht, Yveline, was es heißt, leidenschaftlich lieben ..."

Sie senkte ihre Augen aus Furcht davor, daß er ihre Gedanken erraten möchte.

„Lieben," fuhr er fort, „so lieben, daß man seine ganze Seele hingibt, daß man fühlt, man ist reich, wenn das geliebte Wesen uns liebt und würde elend sein, wenn es uns verachtete!"

„Hast du jemand so geliebt?" fragte das junge Mädchen überrascht.

„Ja, so habe ich meinen Vater geliebt, ehemals, als ich ein Kind war — und jetzt ...“

„Nun?“

„Jetzt liebe ich so meine Mutter Ottilie, der ich alles verdanke.“

Yveline schreckte zurück. Diese Begeisterung berührte sie fast peinlich; ihre konventionelle und vorurteilsvolle Erziehung machte es ihr unmöglich, sofort ihren Sinn zu verstehen.

„Alles?“ entgegnete sie ironisch, „das ist viel! Wenn du alles dieser Fremden verdankst, was bleibt dir für unsere Mutter übrig?“

Edmund ergriff tiefbewegt die Hand seiner Schwester. „Schwester,“ sagte er, „unserer Mutter verdanke ich das Dasein; glaube mir, ihr Andenken ist meiner Seele ebenso teuer, wie der deinen, aber meiner Mutter Ottilie verdanke ich das Leben.“

„Das Leben?“

Sie blickte ihn fragend an.

„Du mußt es wissen, Yveline, denn ich sehe voraus, daß du schweren Prüfungen entgegengehst. Du mußt die Frau kennen, welche du verachten gelernt hast, und du mußt wissen, was sie für mich gethan hat!“

Mit dem Pathos seines Alters, welches seinen Worten einen fast strengen Nachdruck gab, erzählte nun dieser dreiundzwanzigjährige Philosoph die Vorgänge, welche sein erstes Examen begleitet hatten. Er suchte weder sich unschuldig darzustellen, noch seinen

Vater anzuklagen; längst schon hatte er beiden Parteien in dieser Art von Duell, welches durch das Ungestüm ihrer zu ähnlichen Charaktere veranlaßt war, gerecht zu werden vermocht; Ottilie hatte ihn darüber belehrt, daß seine früheren Verirrungen die Ursache des ganzen Übels gewesen seien, und seine Liebe zu seinem Vater war mit der Reue gewachsen, welche er über seine Thorheit empfand. Aber wenn er es nicht versuchte, irgend etwas zu beschönigen, so erhob er nur um so mehr die Zärtlichkeit seiner zweiten Mutter, welche durch ihr Ahnungsvermögen ihn auf der Schwelle des Selbstmordes zurückgehalten hatte.

Yvelinens Augen hatten sich mit Thränen gefüllt, welche ihre Wangen überströmten; mit beiden Händen preßte sie die Hände ihres Bruders, atemlos und beklommen; und als er zu der Schilderung des Augenblicks gelangte, wo die Kugel durch Ottiliens Eingreifen in den Sekretär eingedrungen war, warf sie sich an Edmunds Hals und schmiegte sich an ihn, in heftiges Schluchzen ausbrechend.

„Und du hast es mir nicht gesagt!“ sprach sie leise weinend, „und ich habe es nicht gewußt, daß ich dich beinahe verloren hätte! Ich habe dich nicht genug geliebt, mein Bruder! Ich war thöricht, übermütig, gleichgültig, und während dieser Zeit warst du … o mein Gott!“

Er umarmte sie, und es gelang ihm endlich, sie zu beruhigen. Glücklicherweise waren sie ganz allein in einem abgelegenen Zimmer.

„Warum hast du es mir nicht gesagt?“ fragte Yveline, als sie ihre Augen getrocknet hatte.

„Weil du zu jung warst, — und dann wollte ich nicht, daß Großmama es erführe!“

Schweigend saßen die Geschwister eine Weile da, beklemmt und niedergedrückt wie nach einem entscheidenden Augenblicke.

„Verstehst du jetzt,“ sagte Edmund darauf, „daß ich meine Mutter Ottilie von ganzer Seele liebe?“

„Ja,“ erwiderte das junge Mädchen nachdenklich, „aber sie kannte dich, sie hatte dich in deiner Krankheit gepflegt ...“

„Auf die Gefahr hin, für mich zu sterben! Und — denn du mußt alles wissen, meine Schwester — als sie sich an meinem Bette niederließ, hatte sie keinen Grund, mich zu lieben! Als kleiner Junge hatte ich sie beleidigt, und ich hatte sie niemals um Verzeihung bitten wollen.“

Yveline blieb in langes und tiefes Nachdenken versunken. Das neue Gestirn, welches seit dem vorherigen Abend an ihrem Lebenshorizont aufgegangen war, beleuchtete für sie tausend ehemals dunkle Gedanken. Ihr Kopf, welcher voll auswendig gelernter Dinge war, wie der eines hübschen Papageis, war noch etwas schwindlig davon, aber sie liebte diese Flut neuer großer und hochherziger Eindrücke, welche sie einem unbekannten Paradiese zutrieb, wie es ihr vorkam.

„Und du glaubst,“ sagte sie endlich, instinktiv dem

Ziele seiner Gedanken näher geführt, „daß sie so gegen dich gehandelt hat, weil sie meinen Vater liebt?"

„Ich bin dessen sicher! Sie liebt ihn so sehr, daß sie keine Freude haben möchte, wenn er nicht da ist, um sie zu teilen; und ich selbst, siehst du, ich mag ihm zuweilen nicht alles, was ich denke, sagen, weil es ihm Schmerz machen würde; aber ihr würde ich alles sagen ..."

Yveline dachte noch immer nach.

„Vater ist die Güte selbst," fuhr Edmund fort, „aber er wird von vielen Dingen in Anspruch genommen und ist zuweilen so traurig; kurz er hat immer so vieles, was ihn verdrießlich machen muß, im Kopfe; sie dagegen denkt nur an uns!"

„Nur an dich!" wandte Yveline mit einem leichten Anflug von Eifersucht ein.

„Nur an uns!" wiederholte Edmund entschieden.

„Du glaubst, daß sie für mich thun würde, was sie für dich gethan hat?"

„Ich gebe dir darauf mein Wort!"

Zögernd und furchtsam betrachtete sie ihren Bruder; er zog sie zu sich heran.

„Du liebst?" fragte er sie in dem gütig ermutigenden Tone eines jungen Vaters.

Sie wandte den Kopf ab, ohne zu antworten.

„Er ist arm, und du fürchtest Widerspruch?"

„Großmama wird es gewiß nicht dulden! Aber das würde ja nichts ausmachen, wenn Papa es wollte."

Ein ganz machiavellistischer Gedanke schoß ihm durch den Kopf.

„Du weißt, daß sie dich enterben wird?“ sagte er.

„Das ist mir ganz gleich!“ rief das junge Mädchen.

Er küßte sie warm auf beide Wangen, aus Freude über diese Antwort.

„Aber dennoch muß ich wissen, wer der Herr ist, der dich so freigebig mit Großmamas Gütern umspringen läßt!“

Halb stolz, halb verwirrt, erzählte Yveline ihr Geheimnis. Sie weihte Edmund in das eng begrenzte Leben der kleinen Familie ein und war ein wenig enttäuscht, als sie gewahrte, daß ihr begeistertes Gemälde ihn kalt ließ; sie sprach es ihm offen aus.

„Siehst du, Yveline,“ erwiderte er, „ich verstehe, daß so etwas in der Theorie dich anlockt, aber in Saint-Cyr habe ich zwei Jahre lang meine Stiefel gewichst, meine Knöpfe angenäht, mein Lederzeug geputzt und fast für alles selbst sorgen müssen, und diese Erfahrung hat mich etwas abgestumpft gegen das Glück, sich selbst zu bedienen. Ich glaube überdies nicht, daß Papa so grausam sein würde, dich zu solchen Arbeiten zu nötigen, und daß er dir wohl ein paar Dienstboten zugestehen würde. Erzähle mir aber lieber von den Personen!“

Sie verbreitete sich nun ausführlich über Bertha und ihre Mutter; aber als Edmund direktere Fragen über Georg an sie richtete, wußte sie nicht, was sie ihm antworten sollte.

„Aber Herr von Présances muß dir doch gesagt haben, daß er dich liebt?“ fragte er endlich.

„Nein,“ antwortete Yveline lebhaft. „Wenn er es mir gesagt hätte, würde es mir Schmerz bereitet haben.“

„Warum?“

„Weil ich reicher bin als er,“ erwiderte sie ganz verwirrt.

Edmund stand auf.

„Es ist gut,“ sagte er, „Ihr seid beide ganz brav, aber ich halte die ganze Geschichte nicht für ernsthaft. Laß mich nur machen, ich werde Erkundigungen einziehen.“

„Das kannst du ruhig thun! Du wirst nur Gutes hören,“ meinte Yveline lustig.

Ein Stubenmädchen klopfte an die Thür.

„Man sucht Sie überall, gnädiges Fräulein,“ sagte sie, „die gnädige Frau läßt Sie bitten, zu ihr zu kommen.“

Die Geschwister gingen Arm in Arm herunter, fröhlich und doch ernst, und den ganzen Abend tauschten sie heimlich verständnisvolle Blicke aus, welche ihnen das Ansehen von Verschwörern gaben, was wohl geeignet war, ihre jugendlichen Geister, die sich leicht über alles belustigten, zu vergnügen.

XIX.

Edmund hatte Yvelinens Vertrauen und seine Beschützerrolle sehr ernst aufgefaßt. Am nächsten Morgen verließ er mit seinem Hunde, einem alten Jugendfreunde, das Haus, um — wie er seiner Großmutter sagte — ein wenig auf die Jagd zu gehen; doch zunächst wandte er sich, wie man sich vorstellen kann, dem Häuschen der Présances zu, um wenigstens das Äußere desselben in Augenschein zu nehmen.

Sobald er aufgebrochen war, hatte Frau de la Rouveraye Yveline in ihren kleinen Salon geführt. Derselbe war nur wenig verändert worden seit dem Tage, an welchem Richard Brice vor sechzehn Jahren darin aus dem Munde seiner Schwiegermutter den Bescheid erhalten, der ihn seiner Tochter beraubte. Frau de la Rouveraye selbst war nicht viel mehr gealtert als ihre Möbel; der stille gleichmäßige Gang ihres Lebens hatte sie vor Runzeln bewahrt. Nur ihr Lorgnon, dessen Gläser hatten verstärkt werden müssen, zeugte für den Fortschritt ihrer Jahre.

„Mein süßes Kind,“ sagte sie zu Yveline, welche geschäftig hie und da einen Gegenstand zurechtrückte, um die der alten Dame so wichtige Symmetrie herzustellen, „setze dich doch, ich habe mit dir von ernsten Dingen zu sprechen.“

Yveline ahnte nichts Gutes und rüstete sich innerlich auf den bevorstehenden Kampf.

„Du wirst in einigen Tagen 18 Jahre alt,“ hub

Frau de la Rouveraye bedächtig an. „Obgleich du noch sehr jung bist, ist das doch ein Alter, in welchem junge Mädchen sich gewöhnlich verheiraten, und es liegt mir am Herzen, dich versorgt zu sehen, ehe ich diese Welt verlasse . . .“

Ihr ganzes Leben lang hatte die gute Frau auf ihren nahen Tod angespielt, im übrigen aber sich stets dabei sehr wohl befunden; sie war durchaus nicht abergläubisch, obgleich sie den Freitag fürchtete.

„Ich habe viel darüber nachgedacht,“ beantwortete sie den melancholischen Blick, welchen das junge Mädchen auf sie richtete, „und ich habe für dich eine Wahl getroffen, welche mir in jeder Beziehung sehr passend erscheint.“

„Du hast eine Wahl getroffen . . . für mich?“ sagte Yveline in einem scharfem Tone, welcher die Großmutter etwas aus der Fassung brachte.

„Ja,“ fuhr sie etwas langsamer fort, „alles trifft bei dieser Verbindung zusammen: ein schöner Name, ein Vermögen, welches dem deinigen entspricht, ein liebenswürdiger Mann und überdies eine Nachbarschaft, welche es mir ermöglichen wird, mein trauter Liebling, dich den ganzen Sommer in meiner Nähe zu haben...“

„Es ist doch nicht Herr von Varcourt?“ fragte Yveline.

Die Ruhe, welche sie erkünstelte, stimmte so wenig mit dem überein, was die Sitte von einem jungen Mädchen in einem solchen Falle verlangt, daß Frau de la Rouveraye ebenso bestürzt wie erzürnt darüber war.

„Und wenn es Herr von Varcourt wäre?“ fragte sie in etwas erregtem Tone.

Da Yveline nichts erwiderte, fuhr die Großmutter im Lobe ihres Schützlings fort.

„Du sagst nichts?“ unterbrach sie sich nach einer Weile, da Yvelinens Schweigen sie immer mehr beunruhigte und verstimmte.

„Ich höre dir zu, Großmama,“ antwortete die kleine schlaue Person.

„Aber gefällt er dir?“

Yveline richtete ihre blauen Augen auf Frau de la Rouveraye und erwiderte ruhig:

„Nein, Großmama!“

„Wie, nein? Und du läßt mich fortfahren, dir erklären, dir . . . was soll das heißen?“

„Meine liebe Großmama, Herr von Varcourt gefällt mir gar nicht, aber ich habe es für meine Pflicht gehalten, alles zu hören, was du mir von ihm zu sagen hattest, da ich dachte, daß ich vielleicht etwas erfahren würde, was mich umstimmen könnte. Was ich gehört habe, hat das aber gar nicht gethan.“

„Umstimmen? Ich verstehe dich nicht, mein Kind. Was wirfst du Herrn von Varcourt vor?“

„Ich werfe ihm gar nichts vor, Großmama; er interessiert mich nicht.“

Frau de la Rouveraye betrachtete ihre Enkelin aufmerksam. Ein solcher Grund war ihr vollkommen neu. Seit wann war es erlaubt, einen Bewerber unter einem so wichtigen Vorwande abzuweisen?

„Du möchtest vielleicht einen Helden zum Manne, einen Ritter aus der Zeit der Kreuzzüge?“ spottete sie. „Ich ahnte nicht, daß du solche Romanideen hast.“

„Ich habe keine Romanideen,“ erwiderte Yveline, „aber Herr von Varcourt hat nichts, was mich fesseln könnte.“

„Er ist ein hübscher Mann,“ beharrte die Großmutter.

„Er sieht wie eine ausgestopfte Puppe aus,“ stieß Yveline ungeduldig hervor, „mit seinem ewigen Erröten.. ein Mensch, der vierundzwanzig Stunden täglich errötet, ist geradezu lächerlich, und ich könnte niemals ein so absurdes Geschöpf lieben!“

„Man verheiratet sich nicht nur um der äußeren Erscheinung willen,“ wandte Frau de la Rouveraye in gereiztem Tone ein, „Herr von Varcourt hat solidere Eigenschaften.“

„Seine Unterhaltung vielleicht?“ entgegnete unehrerbietig Yveline, „er ist dumm wie Bohnenstroh.“

„Ich weiß wirklich nicht, was dir einfällt, du sprichst zu mir in einem Tone...“

„Großmama“, rief das junge Mädchen, rot vor Zorn. „Ich erkenne dich gar nicht wieder! Du bist doch sonst so gut und liebevoll, und nun willst du mich an einen so albernen Menschen verheiraten! Hast du ihn dir denn gar nicht angesehen?“

Eine höchst aufgeregte Scene folgte diesen Worten. Frau de la Rouveraye wurde niemals heftig; doch sie besaß einen Vorrat von schneidenden Ausdrücken, deren kalte Schärfe unauslöschliche Spuren zurückließ. Yveline, die seit ihrer frühsten Kindheit verzogen und an

einen ihr selbst unbewußten Egoismus gewöhnt war, sah sich zum erstenmale einem Zwange unterworfen. Da sie die wirkliche Zuneigung ihrer Großmutter verkannte und in ihren Wünschen nur Despotismus zu sehen glaubte, empörte sie sich und wurde geradezu undankbar.

Nach einigen scharfen Reden und Widerreden auf beiden Seiten stand Frau de la Rouveraye auf.

„Ohne Zweifel," sagte sie, „kann ich dich nicht zwingen, Herrn von Varcourt zu heiraten, wenn er dir so sehr zuwider ist; aber es scheint mir doch, daß meine achtzehn Jahre treuer Fürsorge — außer dem, was du deiner Großmutter nach den Gesetzen der Natur schuldest — ein wenig mehr Unterwürfigkeit verdienten."

„Ich achte dich hoch, Großmutter, und ich liebe dich," erwiderte das junge Mädchen; „aber ich kann nicht glauben, daß achtzehn Jahre deiner mütterlichen Sorgen in Betracht kommen können, wenn es sich um das Glück meines ganzen Lebens handelt. Wen mir Gott auch zum Manne bestimmt hat, ich will ihn achten und lieben, wie meine Mutter meinen Vater achtete und liebte, aber ich will in ihm nicht eine Marionette, eine Vogelscheuche sehen!"

„Du bist toll," sagte Frau de la Rouveraye mit großer Ruhe, „geh hinauf in dein Zimmer und bleibe dort, bis du zur Besinnung gekommen bist und mich um Verzeihung bitten kannst."

Mit diesen Worten ging sie hinaus, ganz außer

sich, trotz ihrer anscheinenden Ruhe. Immer wieder fragte sie sich, woher diese unbegreifliche Auflehnung ihrer Enkelin käme; nicht im entferntesten kam ihr der Gedanke, daß dieselbe einer jungen Liebe entstammen könnte, die, erst tags zuvor geboren, fest entschlossen war, Herrin ihres Geschickes zu bleiben.

In ihr Zimmer hinaufgehen? Dazu hatte Yveline nicht die geringste Lust. Ihr Gesicht brannte, ihr Blut kochte, sie lechzte nach Luft und Bewegung. So eilte sie hinaus in den Park, wo der Schatten und die Kühle sie bald ruhiger stimmten.

Als sie dann durch einen langen Spaziergang ihre Überreiztheit besänftigt hatte, setzte sie sich auf eine Bank und weinte nach Herzenslust. Also geopfert sollte sie werden, hingeopfert um des Geldes willen! Ach, wie elend war sie doch! Glücklicherweise hatte sie nicht mit sich machen lassen, was man wollte, und wider ihren Willen sollte sie niemand verheiraten! Und er, der sie liebte, was würde er sagen, wenn er erfuhr, daß man sie so schrecklich unglücklich machte? Wie gerne wäre sie nach dem Häuschen ihrer Freunde geeilt und hätte ihrer lieben Cousine ihr Herz ausgeschüttet! War es denn so weit? Konnte sie nicht hingehen?

Ein weiteres Nachdenken trieb ihr die Röte der Scham ins Gesicht. Wenn Georg da wäre, was sollte er von ihr denken? Würde es nicht aussehen, als ob sie ihm entgegenginge?

Aber weshalb war es denn eigentlich so tadelns-

wert? Legte ihr das Vermögen, welches sie unglücklicherweise besaß, nicht die Pflicht auf, einen Schritt zu thun, den der arme und stolze Georg niemals wagen würde? Es wäre doch so süß, mit ausgestreckten Händen ihm entgegenzueilen und zu sagen: „Ich habe alles erraten!“ — Frau de la Rouveraye hatte recht, Yveline hatte wirklich den Kopf voll Romanideen.

Plötzlich schämte sie sich wieder; was sollte aus ihr werden, wenn Georg ihr kühl antwortete: „Sie haben sich getäuscht, mein gnädiges Fräulein, ich liebe Sie nicht!“ — Er hatte ja gar nichts gesagt... wie leicht konnte sie sich getäuscht haben! — Arme Yveline, was ist doch das Leben so schwer!

Nachdem sie sich ausgeweint hatte, schlug sie den Weg zum Schlosse wieder ein. Es mußte bald Zeit zum zweiten Frühstück sein, und sie wollte nicht auf sich warten lassen. Den Befehl, auf ihrem Zimmer zu bleiben, hatte sie nicht einen Augenblick ernst genommen. Sie war niemals sehr gehorsam gewesen, aber ihr Ungehorsam hatte selten Konflikte herbeigeführt, da ihre Großmutter der Ansicht war, daß man die Augen über die Vergangenheit schließen müsse, wenn alles wieder in Ordnung gekommen sei.

Ohne also ein Arg darin zu sehen, und als ob sich das ganz von selbst verstünde, ging Yveline, die sich jetzt völlig beruhigt hatte und nur noch ein wenig melancholisch gestimmt war, dem Schlosse zu. Als sie an den Ställen vorbeikam, hörte sie Jaffés scheltende Stimme.

„Solche Tiere fett werden zu lassen!“... redete er auf den Stallknecht ein, „aber Ihr wißt hier gar nicht, was ein Pferd ist! Ha! wenn das Herr Richard sähe!“

„Glücklicherweise gehören ihm die Pferde nicht und die Leute noch weniger,“ erwiderte die höhnische Stimme des Knechtes.

Jaffé entgegnete etwas, was Yveline nicht verstand. Neugierig und auch verletzt durch das, was über ihren Vater gesagt worden war, wollte das junge Mädchen den Hof überschreiten. Der Phaeton, mit welchem tags zuvor Edmund gekommen war, stand wieder angespannt da.

„Guten Tag, Jaffé,“ sagte Yveline.

Seitdem sie ihren Bruder liebte, interessierte sie sich auch für diesen braven Mann.

„Guten Tag, gnädiges Fräulein! Wann wird das gnädige Fräulein mir die Ehre erweisen, mir zu gestatten, sie fahren zu lehren? Ohne Zweifel hat das gnädige Fräulein eine schöne Erziehung erhalten, aber eine Erziehung ist nicht vollständig, wenn man es nicht versteht, die Zügel eines Pferdes zu halten, und das hat das gnädige Fräulein nicht im Kloster gelernt, nicht wahr?“

„Sie haben recht, Jaffé,“ erwiderte Yveline mit einem trüben Lächeln, „es soll aber nachgeholt werden, und Sie sollen mein Lehrer sein.“

„Das gnädige Fräulein wird mir damit eine große Ehre erweisen, aber, ohne mich zu rühmen, ich glaube, daß ich sie verdiene; denn was das Fahren anbetrifft

so fürchte ich keinen, der es besser versteht. Hat das gnädige Fräulein keine Aufträge nach den ‚Pinien‘? Ich fahre sogleich dorthin zurück."

„Ich? Nein... Sie können meiner Großmutter Brice aber sagen, daß ich sehr wünsche, sie zu sehen. Sie möchte mich doch einmal abholen lassen."

„Es soll geschehen, gnädiges Fräulein."

Dann trat er in das Stallgebäude, um seine Livree anzulegen, und Yveline setzte ihren Weg nach dem Schlosse fort.

Als sie die Treppen hinaufstieg, erblickte sie vor sich in der Halle ihre Großmutter, welche sie mit strengen Augen ansah.

Frau de la Rouveraye gebrauchte selten ihre Autorität, aber wenn es einmal geschah, so hielt sie auch auf vollkommensten Gehorsam. Einen Augenblick, nachdem sie Yveline auf ihr Zimmer geschickt, hatte sie sich eines anderen besonnen und war ihr nachgegangen, um weitere Erklärungen zu erhalten und, selbst auf Kosten des unglücklichen Barcourt, Frieden zu machen, wenn es nötig wäre. Ihre Überraschung war unbeschreiblich, als sie die Thür offen und das Zimmer leer fand. Dieser offenbare Trotz hatte ihren Stolz schwer verletzt.

Wie! Sie hatte Yveline befohlen, ihr Zimmer nicht zu verlassen, und die junge Aufsässige hatte dasselbe nicht einmal betreten! Das ging doch über alles Maß hinaus und verdiente eine exemplarische Bestrafung. Was sollte aus der Welt werden, wenn die jungen

Mädchen sich einfallen ließen, über die Ehe und die Autorität der Großmütter ihre eigenen Ansichten zu haben?

Nachdem Frau de la Rouveraye sich überzeugt hatte, daß ihre Enkelin nicht im Hause war, ließ sie sich in der Halle nieder, um sie dort bei ihrer Rückkehr abzufangen. Sie mußte lange warten, was ihren Zorn nur noch mehr steigerte.

„So, da bist du?“ sagte die alte Dame mit vollkommen ruhiger Stimme, „so gehorchst du mir also! Geh sofort auf dein Zimmer! Ich werde deinen Vater bitten lassen, herzukommen.“

Bei dem Gedanken, daß ihr Vater gegen sie böse werden könnte, daß ihr Benehmen der ganzen Familie in ungünstigem Lichte dargestellt werden würde, fühlte Yveline, daß ihr das Blut in den Kopf stieg.

„Meinen Vater herkommen lassen?“ sagte sie trocken, „wohl damit er mir die Rute gibt, wie du es einst bei Edmund haben wolltest, als er klein war? Bemühe dich darum nicht, Großmama, ich werde selbst zu ihm gehen.“

In diesem Augenblicke verkündigte das Gerassel eines Wagens, daß Jaffé mit dem Phaeton fortfuhr.

„Jaffé,“ rief ihm Yveline zu, „warten Sie auf mich, ich gehe nach den ‚Pinien‘.“

Ehe ihre Großmutter ein Wort sagen konnte, sprang sie in den Hof und schwang sich auf den leichten Wagen hinauf. Jaffé hatte, wenn nicht verstanden, so doch erraten, um was es sich handelte. Er verabscheute

Frau de la Rouveraye und hatte Yveline stets nur eines vorgeworfen: ihre Korrektheit, die in seinen Augen zu weltlich war, und die er einen Mangel an Charakter nannte. Die Rache dafür war jetzt zu süß, als daß er sich die Gelegenheit dazu hätte entgehen lassen sollen.

„Nach den Pinien,“ sagte er, „wir werden bald dort sein. Halten Sie sich fest, gnädiges Fräulein, der Rappen ist ein wenig lebhaft!“

Der Phaeton sauste wie ein Pfeil durch die vom Herbst vergoldete Landschaft. Yveline war von der scharfen Luft und der Freiheit wie berauscht. Ihre Haare flatterten unter dem großen Gartenhut um ihr Gesicht. In vollen Zügen genoß sie den Hochgenuß eines ersten Fluchtversuches und dachte nur an die Überraschung, welche die Großmutter Brice bei ihrer Ankunft haben würde. Da tauchte mit einem Male Edmund auf, die Flinte auf der Schulter, die Jagdtasche leer, sein erschöpfter Hund mit lang ausgestreckter Zunge an seiner Seite.

Jaffé hielt sofort an.

„Du fährst spazieren?“ fragte der junge Mann ohne weitere Umschweife, überrascht, Yveline in solchem Zustande mit zerzausten Haaren und auf dem hohen Fuhrwerke sitzend zu erblicken.

„Ich bin auf der Flucht,“ erwiderte sie mit triumphierender Miene. „Komm, steig auf, wir fahren nach den ‚Pinien‘.“

„Und Großmama?“ rief Edmund ganz verblüfft.

„Sie ist sehr zornig,“ antwortete Yveline. „Komm

steig doch hinter mir auf! Und dein Hund? Du willst ihn doch nicht auf der Straße lassen?"

Edmund sprang hinauf, packte das arme Tier am Halsbande, richtete sich so gut es ging ein, und die Pferde jagten auf und davon.

„Was ist denn los?" fragte Edmund.

Yveline wollte es ihm in englischer Sprache erklären, um von Jaffé nicht verstanden zu werden, aber sie kam damit nicht weit.

„Unsinn! So sprich doch, wie dir der Schnabel gewachsen ist!" sagte Edmund. „Jaffé weiß um vieles und spricht zu niemand davon. Jaffé ist mein Freund."

Yveline gab nun einige einleitende Erklärungen über ihr Abenteuer, welche Edmund ganz nachdenklich stimmten.

„Herr von Varcourt?" sagte plötzlich Jaffé. „Ein blonder Herr, der mit Verlaub gesagt, eine so zarte Haut hat, wie ein kleines Spanferkel! Da kann ich wohl verstehen, daß das gnädige Fräulein einen anderen vorzieht."

Die Geschwister brachen in ein fröhliches Gelächter aus. Noch lachend fuhren sie in den Schloßhof der „Pinien" ein.

Ottilie und Frau Brice hatten von ihren Fenstern aus den Phaeton gesehen und konnten sich nicht denken, wer die Ankommenden wären. Dann eilten sie auf die Freitreppe, um sie zu empfangen, und ihre Überraschung war groß, als sie Yveline und Edmund aussteigen sahen, während der unerschütterliche Jaffé, nach-

dem er seinen Hut gelüftet hatte, mit seinen Pferden zu den Ställen abbog.

„Mama,“ sagte Edmund, indem er Yveline seiner Mutter zuführte, „da bringe ich dir deine Tochter, die ich auf der Landstraße gefunden habe; und du, Großmama, umarme sie schnell und komm mit mir.“

Er zog Frau Brice nach der einen Seite mit sich, während Frau Richard bewegt Yveline sanft umschlang, um sie nach der anderen Seite fortzuführen.

„Komm auf mein Zimmer,“ sagte sie, „wir können dort besser plaudern.“

XX.

In Ottiliens lauschigem Zimmer, welches durchweg von einem gut angewandten Leben zeugte, fühlte Yveline, daß ihr das Herz aufging. Auf dem Kamin, an den Wänden, auf dem Schreibtisch erblickte sie das Bild ihres Bruders und ihr eigenes, fast aus jedem Jahre ihres Lebens; ein schönes Ölgemälde, das ihren Vater in seinem blühendsten Mannesalter darstellte, zog sie besonders an; ein großes Haushaltungsbuch, welches offen auf dem Schreibtische lag, bewies die Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt der Hausfrau; daneben fehlte es nicht an einer gut ausgewählten Büchersammlung und weiblichen Handarbeiten.

Nachdem Yveline das Gesamtbild mit einem Blicke

in sich aufgenommen hatte, wandte sie sich zu Ottilie, in deren Augen sie eine ernste und tiefe Zärtlichkeit las.

„Man hat dir weh gethan?" fragte Ottilie in ihrer milden Weise, „und du bist hergekommen, um deinen Vater zu sprechen? Er wird heute abend hier sein, aber wenn ich einstweilen dich trösten kann, meine liebe Tochter . . ."

„Ach," rief Yveline überwältigt und schlang ihre Arme um Ottiliens Hals, „Edmund hatte wohl recht zu sagen, daß du voller Güte bist!"

Nun setzten sich Mutter und Tochter nebeneinander auf eines jener kleinen Kanapees, welche dazu gemacht scheinen, vertrauliche Mitteilungen auszutauschen, und plauderten lange miteinander. Yveline erzählte ihre Bekümmernisse, und Ottilie tadelte sie zwar wegen der Form ihres Widerstandes, doch versicherte sie, daß sie mit vollem Rechte eine ihr widerstrebende Ehe zurückgewiesen hätte. Aber ihr weiblicher Scharfsinn ließ sie zugleich erraten, daß die Lebhaftigkeit dieses Widerwillens nicht ganz natürlich sei, und als das junge Mädchen abbrach und nichts weiter hinzufügte, sagte sie:

„Du sagst mir nicht alles, mein Kind! Bitte, sage mir, wie der Mann heißt und wer er ist, der dich den anderen so widerwärtig finden läßt?"

Ottiliens Lächeln war so freundlich, so ermutigend, daß Yveline nicht widerstehen konnte.

„Du errätst also alles?" gestand sie. „Der Mann, den ich liebe, ist arm, aber hoch gebildet und gut . . . ich weiß nur nicht, ob er mich liebt . . ."

Ihr Herz zog sich bei dem Gedanken zusammen, daß ihre Liebe nicht erwidert werden möchte; dazu kam die Furcht vor der Mißbilligung ihres Vaters. Sie warf Ottilien einen verstohlenen Blick zu, wie ein Kind, das bei einem dummen Streiche ertappt wird, und sagte mit einschmeichelndem Tone:

„Mama, bitte Papa, daß er nachsichtig gegen mich sein möchte . . . ach, ich bedarf so sehr, so sehr, daß man mich liebt!“

Dabei brach sie in Thränen aus, welche zum erstenmale eine Mutter wegküßte. Von ihrer Großmutter, so aufrichtig dieselbe sie auch liebte, hatte sie die Süßigkeit dieser Liebkosung nie erfahren.

Bald darnach trat Edmund mit Frau Brice, welche von ihm die Ereignisse des Morgens erfahren hatte, in das Zimmer; ohne auf das süße Geheimnis Yvelinens anzuspielen, fing man an, darüber zu beraten, was nun weiter geschehen solle. Die Großmutter Brice war in ihren Gefühlen sehr geteilt; der Groll, welchen sie gegen Frau de la Rouveraye hegte, machte sie zur Schadenfreude über deren Mißgeschick geneigt, während ihr Autoritätsgefühl das unschickliche Benehmen ihrer Enkelin scharf tadeln mußte. Sie war daher sehr zurückhaltend gegen dieselbe, und als das junge Mädchen die Schlußscene ihrer Komödie erzählte, sah sie sie kaum an, weil sie fürchtete, ihr Lachen nicht zurückhalten zu können, und machte eine strenge Miene, als Yveline sich zu ihr wandte.

Als sie alles gehört hatte, sagte sie:

„Meine Meinung ist, daß Yveline so schnell als möglich zu Frau de la Rouveraye zurückkehren und sie demütig um Verzeihung und Wiederaufnahme bitten sollte.“

„O, Großmama, aber doch nicht den Menschen heiraten?“

„Das allerdings nicht, aber sonst mußt du dich ganz unterwerfen,“ sagte die alte Dame mit großem Nachdruck, „und da du nicht allein zurückfahren kannst, werde ich dich dorthin begleiten.“

Ottilie sah ihre Schwiegermutter etwas überrascht an: dieser Vorschlag stand in so vollkommenem Widerspruche mit ihrem Stolze; aber ein blitzschnelles, etwas malitiöses Aufleuchten in den lebhaften Augen Frau Brices klärte sie über den Grund dieses überraschenden Entschlusses auf.

„Nur eines noch!“ sagte Ottilie mit einem unwillkürlichen Lächeln, „nehmt ja nicht Jaffé als Kutscher mit!“

Die Großmutter antwortete ihr mit einem so funkelnden und geistreich spöttischen Blicke, daß Ottilie ganz überrascht war. Was für ein jugendlicher Geist lebte noch unter diesen weißen Haaren, in dieser leidenschaftlichen Seele! Sie war wirklich jünger als ihr Sohn, der durch die inneren Kämpfe ermattet und in seiner Vaterliebe entmutigt war. Der Gedanke, daß Yveline endlich den Ihrigen wiedergegeben werden sollte, ließ die Freude in Ottiliens Herzen neu aufleben; aber wieviel Klugheit würde noch nötig sein,

wenn man nicht alles mit einen Schlage verderben wollte! Und wenn der junge Mann, welchen dieses Kind so heiß liebte, ihrer Wahl nicht würdig war, wieviel Kummer, wieviel Thränen ließen sich voraussehen! War es nicht möglich, daß ihre Elternpflicht noch einmal mit der Kindesliebe in Streit geriet? Und wenn sie die junge kaum wiedergewonnene Seele von sich stießen, ließ sich nicht befürchten, daß es für immer war?

„Liebe Tochter,“ sagte Frau Brice, indem sie deren schmerzvolle Gedanken unterbrach, „ich überlasse es dir, mit meinem Sohne von all diesen Dingen zu sprechen; du bist ja die Diplomatin in unserer Familie; ich, ich würde alles verderben...“

Und als die Geschwister hinausgegangen waren, fügte sie mit schlauem Lächeln hinzu:

„Für meinen Teil werde ich Frau de la Rouveraye auf mich nehmen.“

Der Landauer, von einem vornehmen Kutscher gefahren und von zwei stattlichen Pferden gezogen, führte bald darauf die Großmutter und ihre beiden Enkelkinder ihrem Ziele zu. Yveline hatte ihr Haar wieder in Ordnung gebracht; Ottilie hatte ihr ein Paar Handschuhe gegeben, und so sah sie wieder ganz ordentlich aus. Edmund hatte seinen Jagdanzug sorgfältig ausgebürstet, und nur seine ernsten Züge ließen erraten, was sich kurz zuvor ereignet hatte. Zu den Füßen des Kutschers lag der Hund, augenscheinlich sehr über-

rascht, zum zweitenmale an ein und demselben Tage eine Spazierfahrt zu machen.

Zuerst herrschte allgemeines Schweigen in dem Landauer. Endlich wandte sich Frau Brice, die nicht länger an sich halten konnte, an ihre Enkelin:

„Was hat deine Großmutter dir geantwortet, als du ihr sagtest, daß du nach den ‚Pinien‘ führest?“

„Gar nichts, Großmutter!“ erwiderte Yveline, die sich in der Erinnerung mehr als je gekränkt fühlte.

Ein malitiöses Lächeln huschte über die Lippen der alten Dame.

„Du weißt,“ sagte sie, „es ist außerordentlich böse, was du gethan hast! Hast du dir wohl überlegt, was du zu deiner Entschuldigung sagen willst?“

Yveline hatte garnichts überlegt. Frau Brice hielt ihr deshalb eingehend ihr Unrecht vor, was mit aller wünschenswerten Zerknirschung angehört wurde. Wie wenig glich doch diese Heimkehr der Flucht am Morgen! Yveline war der Ansicht, daß dieselbe trotz all ihrer musterhaften Korrektheit viel weniger amüsant war.

„Und du, Edmund, was wirst du sagen?“ fragte Frau Brice ihren Enkel, als sie sich dem Schlosse näherten.

„Ich werde die Wahrheit sagen, Großmama, daß ich meine Schwester auf der Straße angetroffen und es für nötig gehalten habe, sie zu begleiten, um wenigstens den äußeren Schein zu wahren. Ich hoffe, daß Großmama de la Rouveraye das verstehen wird!“

„O,“ murmelte Frau Brice zwischen den Zähnen, „sobald du den äußern Schein citierst, ist dir alles verziehen!“

Der Empfang bei Frau de la Rouveraye war sehr kalt; obgleich sie innerlich darüber triumphierte, daß Frau Brice einen Schritt that, der einer Entschuldigung ganz ähnlich war, hatte sie sich doch wirklich tief gekränkt gefühlt, und sie war nicht die Frau, das zu vergessen. Yveline, die sich dadurch wenig ermutigt fühlte, drückte ihr Bedauern in einem kurzen Satze aus, welcher ihre üble Laune durchblicken ließ; trotzdem sagte ihre Großmutter ruhig zu ihr:

„Es ist gut, ich verzeihe dir!“

Edmund wurde ziemlich auf dieselbe Weise empfangen; dann zogen sich die Geschwister zurück, um den beiden Damen eine gegenseitige Aussprache zu ermöglichen.

Was mögen sie sich wohl bei dieser denkwürdigen Zusammenkunft gesagt haben? Niemand hat es je erfahren. Vermutlich beschwor Frau Brice das Andenken an die erste Gemahlin Richards herauf, welche ohne Liebe aus Familienrücksichten und Konvenienzgründen sich verheiratet hatte, wobei die freie Wahl des Gatten, die doch allein die Grundlage einer glücklichen Ehe ist, gar nicht in Frage gekommen war. In ihrem Triumphe war sie vielleicht etwas sarkastisch gewesen, denn Frau de la Rouveraye sah bei dem Schlusse dieser Unterhaltung hoch gerötet aus, wie jemand, der

sich sehr aufgeregt hat; wie dem auch sein mochte, die beiden Großmütter trennten sich in der liebenswürdigsten, wenn auch nicht gerade herzlichsten Weise.

XXI.

Ottiliens Aufgabe war durchaus nicht so leicht, wie ihre Schwiegermutter es sich vorstellte. So aufrichtig dankbar ihr Mann auch für das war, was sie für Edmund von jeher gethan hatte, so blieb er doch in allen Fragen, welche dessen Erziehung betrafen, in hohem Grade reizbar. Es ging das, vielleicht ihm unbewußt, aus einer gewissen Eifersucht hervor. Er erblickte in sich stets den Vater, welcher der ihm gebührenden Autorität über seine Kinder beraubt war, und warf sich in selbstquälerischem Schmerze die Nachgiebigkeit vor, welche er von Anfang an geübt hatte, und die er als das Ergebnis einer sträflichen Schwäche ansah. Kurz: er sah in sich den alleinigen Urheber einer Situation, deren Opfer er doch in Wirklichkeit war.

Das war es, was Ottilien mit Bangigkeit erfüllte, als sie sich anschickte, am nächsten Morgen ihrem Manne das Vorgefallene mitzuteilen und ihm die mit Yvelinens Herzen geschehene Umwandlung darzulegen. Dazu kam noch eine andere Gefahr. Richard hatte seine Tochter zu innig geliebt, hatte sie seinem Sohne, als sie klein war, zu sehr vorgezogen, als daß es ihn jetzt nicht hätte schmerzen sollen, wenn er erfuhr, daß ein

Unbekannter dieses Herz, welches ihm niemals angehört, im Sturme erobert hatte.

Man mag immerhin behaupten, daß die Liebe der Eltern zu ihren Kindern mit der Liebe dieser zu ihren Gatten nichts zu thun hat; dennoch bleibt es eine unumstößliche Thatsache, daß Väter und Mütter häufig von der heftigsten Eifersucht ergriffen werden, wenn ein Sohn oder eine Tochter sich verheiratet. Daraus erwachsen dann die berüchtigten Mißhelligkeiten zwischen Schwiegersöhnen und Schwiegermüttern, und obgleich die Männer es besser verstehen, sich zu beherrschen, haben doch zahlreiche Väter sich dem Glücke ihrer Töchter widersetzt, weil sie nicht den Gedanken ertragen konnten, einen Fremden den ersten Platz in diesen jungen Seelen einnehmen zu sehen.

Nun lebte ja Yveline fern vom elterlichen Hause, und man hätte meinen sollen, daß dieser Umstand günstig für sie gewesen wäre, weil die Gewohnheit, welche sonst überall so mächtig wirkt, hier nicht vorhanden war. Aber es war gerade das Gegenteil der Fall: die so unerwartet auftauchende Heiratsidee vollendete den seit der frühesten Kindheit begonnenen Riß, da nun ein anderer sie erhalten sollte, ohne daß sie jemals ihrem Vater angehört hatte.

Und doch, wäre diese Heirat einfach eine Konvenienzsache oder ein Freundschaftsbündnis gewesen, so hätte sie Richard vielleicht eher wehmütig als mißvergnügt gestimmt, aber eine Heirat aus Liebe erweckte seine

ganze schlummernde Eifersucht aufs neue, und dazu noch eine romanhafte Heirat mit einem Unbekannten!...

Kaum hatte Ottilie ihre Mitteilungen angefangen, als ihr Mann erkannte, daß die Sachen viel weiter gingen, als ihre Darstellung glauben lassen wollte. Vergeblich hatte sie sich vorgenommen, ihm das Ganze allmählich beizubringen; trotz der Diplomatie, welche ihr Frau Brice zuschrieb, und die nur in einer großen Milde und einer unerschütterlichen Geduld bestand, war es ihr doch völlig unmöglich, irgend etwas zu verhehlen, und auch diesmal vermochte sie es nicht.

„Was soll diese dumme Geschichte?“ stieß Richard ärgerlich heraus, als er alles erfahren hatte. „Eine romanhafte Liebe? Das sieht ja meiner Tochter gar nicht gleich; sie ist viel zu oberflächlich und leichtfertig, um sich in einen armen Menschen zu vergaffen! Das ist ein Roman, liebe Ottilie, gar nichts anderes! Natürlich billige ich es nicht, daß Frau de la Rouveraye ein Heiratsprojekt ausgesonnen hat, ohne uns ein Wort davon zu sagen, aber anderseits mußt du mir erlauben, diese lächerliche Liebelei nicht ernst zu nehmen. Wahrscheinlich hat der Held Yvelinens eine Mitgift sehr nötig, und...“

„Richard“, wandte Ottilie milde ein, „wir kennen ihn ja gar nicht. Glaubst du nicht, daß es gut sein würde, ihn kennen zu lernen, ehe wir ihn verdammen?“

„Ganz, wie es dir gefällt, meine Liebe; aber ich bitte dich, ermutige Yveline durchaus nicht in solchen

Ideen. Ihr habt ja außerordentlich rasch Freundschaft geschlossen, fällt mir dabei ein, woher kommt denn dieser jähe Umschwung?"

Ottilie fühlte, wie all ihr Blut zu ihrem armen, aufgeregten Herzen strömte. Jetzt war sie da, die wirkliche Gefahr, die Falle, welche ein mißgünstiges Geschick ihrer Gattenliebe gestellt hatte! Sie hatte bisher nicht erwogen, daß es Richard unbedingt schwer empfinden würde, nicht der erste im Herzen seiner Tochter zu sein, wenn dieselbe jemals zu ihren Eltern zurückkehrte. Sie sah jetzt ein, daß sie sich gänzlich vergriffen hatte. Hätte sie es besser überlegt, so würde sie Yveline sofort zu ihrem Vater geführt haben, um ihm die Freude zu lassen, das Herz seines Kindes sich öffnen zu sehen und als dessen Vorsehung zu handeln. Die Überlegung kam zu spät, sie konnte jetzt nur daran denken, die etwas verfahrene Situation noch nach Kräften auszunutzen.

„Lieber Mann," sagte sie, „unser Kind ist hier ganz verstört angekommen; du warst nicht da ... Ich habe gethan, was du an meiner Stelle gethan haben würdest . . . und dann, ein Vater, weißt du, hat für ein junges Mädchen immer etwas mehr Furchterregendes in solchem Fall, als eine . . . eine Frau!"

Sie hatte nicht gewagt zu sagen, „eine Mutter," aus Furcht die Eifersucht ihres Mannes zu erregen; sie hatte recht daran gethan; Richard war ein wenig milder gestimmt.

„Wir werden das alles noch in Muße näher be-

trachten," sagte er, „aber das sage ich dir im voraus, daß ich diese schöne Liebesgeschichte wie ein Ammenmärchen ansehe, und daß ich von vornherein entschieden bin, ihr nicht die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. In fünf oder sechs Wochen werden wir Yveline bei uns haben, du wirst sie dann in die Welt einführen, und dann wollen wir einmal sehen, ob diese Liebe Stich hält gegen zwei oder drei Bälle!"

Ottilie seufzte; sie wußte, daß ihre eigene Liebe alle Proben bestanden hatte, aber freilich, alle Herzen sind nicht gleich geartet. Unmöglich war es ja nicht, daß Yveline ihren ersten Jugendtraum vergessen würde!

Richard, der ihre Gedanken erriet und sich schämte, daß er seine väterliche Eifersucht hatte durchmerken laßen, zog seine Frau zärtlich an sich.

„Du, meine liebe Ottilie," sagte er zu ihr, „ du warst aus einem anderen Stoff gemacht . . . Von der Erziehung der Frau de la Rouveraye kann man unmöglich sehr glänzende Resultate erwarten . . . Wenn Yveline seit ihrer Kindheit in deinen Händen gewesen wäre, würde etwas ganz anderes aus ihr geworden sein!"

Er seufzte tief, da er in seinem Herzen fühlte, daß, wenn Ottilie Yveline erzogen hätte, sie ihm keinen Grund zur Eifersucht, sondern zur Dankbarkeit gegeben haben würde . . .

„Das Leben ist traurig, meine teure Frau," schloß er, indem er ihre Hand losließ, die er soeben geküßt hatte.

Ach ja! so war es, Ottilie wußte es nur zu gut.

Man war übereingekommen, daß vorläufig nichts geändert werden sollte; Herr und Frau Richard wollten am nächsten Donnerstag nach la Rouveraye gehen, um dort Herrn von Présances zu treffen, welcher, wie sie meinten, gewiß nicht verfehlen würde, sich einzufinden; so würde man wenigstens eine flüchtige Bekanntschaft mit ihm machen und einen allgemeinen Eindruck von ihm gewinnen können. Auch sollte keine Anspielung auf die Heiratspläne der Frau de la Rouveraye gemacht werden, ehe dieselbe davon selbst zu sprechen anfinge.

Der nächste Donnerstag wurde von Yveline mit Herzklopfen erwartet. Sie hatte ein unbeschreibliches Verlangen, Georg wiederzusehen, in seine Augen zu schauen, sich zu überzeugen, daß es noch dieselben wären, daß sie nicht geträumt hatte . . .

In dem Maße, als die Stunden verrannen und die Besucher eintrafen, wurde Yveline immer nervöser, obgleich der schöne Barcourt, von seiner Beschützerin gewarnt, sich wohl gehütet hatte, zu erscheinen. Ottilie, welche das junge Mädchen aus der Ferne beobachtete und alle anwesenden Herren prüfte, glaubte sicher zu sein, daß der Erkorene sich nicht darunter befände. Da ließ eine Bewegung sie von neuem aufmerken. Frau von Présances und Bertha waren soeben eingetreten, und Yveline war ihnen in den ersten Salon entgegengeeilt.

„Wie spät Sie kommen!“ sagte sie zu der ‚lieben Cousine‘, „und Ihr Sohn?“

„Er wird nicht kommen,“ antwortete die arme Mutter.

Sie hatte dabei ruhig aussehen wollen, aber als sie fühlte, wie Yvelinens Augen sich in die ihrigen versenkten, konnte sie sich nicht länger halten, und Thränen benetzten ihre Wimpern.

„Er ist doch nicht krank?“ fragte Yveline mit erregter Stimme.

„Nein, er ist beschäftigt.“ Aber ihr Blick sagte deutlich: „er ist unglücklich, und Sie werden ihn nie wiedersehen.“

„Wird er denn immer beschäftigt sein?“ fragte Yveline mit einem Lächeln, welches angenehm sein wollte, das aber die Züge ihres Gesichtes seltsam veränderte.

„Ich fürchte, daß er auf lange Zeit in Anspruch genommen sein wird,“ erwiderte Frau von Présances mit großer Anstrengung. „Er hat mich beauftragt, ihn zu entschuldigen; ich glaube nicht, daß er vor Ihrer Abreise nach Paris frei sein wird.“

„O!“ rief Yveline, deren junge Liebe sich schmerzlich gekränkt fühlte. „Er hat also wohl wenig Freundschaft für uns, da er nicht einmal zehn Minuten opfern kann, um einen kurzen Besuch zu machen.“

Frau von Présances richtete einen vielsagenden Blick auf sie; es lag darin der Kummer der mit ihrem Kinde leidenden Mutter, der furchtsame Stolz der ar-

men Frau, welche es scheut, verkannt zu werden, die Zuneigung und Bewunderung für das junge Mädchen, welches ihr Sohn liebte . . . und Yveline verstand, daß es nicht Gleichgültigkeit war, welche Georg von dem Hause ihrer Großmutter fern hielt.

Alle diese verschiedenen Gefühle ließen ein so lebhaftes Rot in ihre Wangen steigen, daß Ottilie es bemerkte. Sogleich verließ sie ihren Platz und kam zu ihr. Yveline stellte ihre Mutter den beiden Damen mit den Worten vor: „Frau von Présances, Fräulein von Présances, Frau Richard Brice, meine zweite Mutter!“

Nach der ersten Begrüßung fragte Ottilie Frau von Présances höflich: „Hat Ihr Herr Sohn Sie nicht begleitet?“

„Mein Sohn ist sehr beschäftigt; er wird wohl mehrere Wochen sich ausschließlich seinen Kranken widmen müssen . . . Er hat mich gebeten, ihn zu entschuldigen . . . Aber verzeihen Sie, ich sehe soeben Frau de la Rouveraye . . .“

Mit einem leichten, würdevollen Gruße ging die arme Verwandte mit ihrer Tochter in das nächste Zimmer, und Ottilie blieb unter dem Eindruck der höchsten Achtung für alles, was sie soeben erraten hatte, zurück.

Yveline saß ganz bestürzt da, und blickte unruhig zu Frau Richard auf.

„Es ist besser so, mein gutes Kind,“ sagte diese, indem sie mit ihrer Hand liebkosend über die schönen Goldhaare strich und sie dann verließ.

Richard war mit der Abwesenheit Georgs weniger zufrieden als seine Frau.

„Es ist vielleicht eine Kriegslist, um das Verlangen nach ihm zu steigern.“

„Ach, lieber Richard, du siehst alles gar zu schwarz an,“ entgegnete Ottilie tief betrübt.

„Ich kenne das Leben,“ meinte er.

Als er jedoch bemerkte, daß Georg auch an den folgenden Empfangsabenden nicht kam, mußte er zugestehen, daß so nur ein uneigennütziger Mensch handeln könne; im übrigen kümmerte er sich nicht viel darum, da er überzeugt war, daß seine Tochter nicht mehr an ihn dächte, oder doch in kurzem nicht mehr an ihn denken würde. Ottilie war keineswegs so ruhig, sie erwartete mit etwas fieberhafter Ungeduld das Ende der Ferien, welche ihr ewig lang zu sein schienen.

Frau de la Rouveraye hatte nicht die leiseste Anspielung auf ihren Schützling, noch auf ihren Heiratsplan gemacht; sie fühlte sich so vollständig auf diesem Gebiete von ihrer Enkelin geschlagen, daß jeder weitere Kampf ihr völlig unnütz erschien. Aber noch etwas anderes quälte sie: sie war wirklich aufrichtig bekümmert, da sie gewahren mußte, daß sie in achtzehn Jahren es nicht verstanden hatte, sich Yvelinens Herz zu gewinnen, noch ihren jungen Charakter zu ergründen.

Die neuesten Ereignisse hatten ihr Yveline in einem ganz neuen ungeahnten Lichte gezeigt, welches dieselbe durchaus verschieden von dem liebenswürdigen jungen

Mädchen erscheinen ließ, das sie nach ihren Wünschen zu bilden und zu lenken gemeint hatte.

Zuweilen fühlte sie sich versucht, ihre Enkelin der Doppelzüngigkeit zu beschuldigen; bald aber sah sie bei längerem Nachdenken ein, daß der wirkliche Charakter Yvelinens, unter allerhand gesellschaftlichen Rücksichten erstickt, niemals Gelegenheit gehabt hatte, sich zu offenbaren. Das erweckte aber in ihr die lebhafteste Unruhe für die Zukunft, denn Frau de la Rouveraye war fast geneigt, jede Originalität für eine Mißgestaltung zu halten; es war deshalb begreiflich, daß nichts in ihrer Enkelin sie mehr erschrecken mußte, als eine scharf ausgeprägte Persönlichkeit.

So lebten die beiden denn von nun an nebeneinander, ohne über etwas anderes als die alltäglichsten Dinge zu sprechen. Dabei verstanden sie sich beide nicht, denn die Großmutter dachte nur mit Furcht an alles, was in der Seele Yvelinens vorgehen möchte, und diese fühlte sich tief dadurch verletzt, daß man so leichter Hand über ihr Leben hatte verfügen wollen.

Dieser schmerzliche Zustand hatte indes einen großen Vorteil: die von Frau de la Rouveraye so sehr gefürchtete Trennung erschien dieser jetzt fast wie eine Befreiung, und in der That war eine solche seit Yvelinens Flucht nach den „Pinien“ eine beschlossene Sache. Yveline dagegen konnte weder das Unrecht Frau de la Rouverayes noch ihr eigenes verzeihen. Es bedarf einer gewissen Seelengröße, um sich in der Nähe jemandes

wohl zu fühlen, welchen man beleidigt hat; diese Seelengröße sollte Yveline später erlangen, jetzt besaß sie dieselbe noch nicht.

XXII.

Im November sollte die ganze Familie nach Paris zurückkehren. Frau de la Rouveraye allein kam unter dem Vorwande einer Erkältung nicht mit, da sie es vorzog, ihre Enkelin den Eltern noch in der Stille der „Pinien" zuzuführen. Am Vorabend der Abreise bat Yveline sie um Erlaubnis, bei einigen Freundinnen in der Umgegend Abschiedsbesuche machen zu dürfen. Frau de la Rouveraye gab gern ihre Zustimmung unter der Bedingung, daß ihre ehemalige Amme, welche auch als Kammerfrau mit ihr nach Paris gehen sollte, sie begleitete. Da dieselbe der Großmutter treu ergeben war, sollte sie nach der Auffassung der alten Dame das Band sein, welches Yveline an ihre frühere Heimstätte fesseln würde.

Der Nachmittag verging unter einer Reihe von Besuchen unbedeutender Art; als sie bereits wieder nach La Rouveraye zurückfahren wollten, sagte Yveline zum Kutscher:

„Wir fahren noch zu Frau von Présances."

„Aber," wandte die Amme ein, „das steht nicht auf unserer Liste."

„Großmutter wird nicht daran gedacht haben," be-

hauptete das junge Mädchen mit großer Sicherheit; „ich kann doch nicht nach Paris gehen, ohne meiner Cousine Lebewohl gesagt zu haben. Überdies liegt es ja auf unserem Wege.“

Hiergegen ließ sich nichts einwenden, und die Amme fügte sich dem Willen ihrer jungen Herrin.

Als der Wagen vor dem Häuschen der Présances hielt, stieg Yveline ab und sagte zu ihrer Begleiterin:

„Es ist nicht nötig, daß du mitkommst, ich bin sogleich wieder da.“

Ruhig drückte sich die Amme in die Ecke des Wagens, und Fräulein Brice trat allein in das Haus.

Bertha und ihre Mutter arbeiteten bei dem Lichte einer kleiner Lampe. Es war sehr einfach, fast ärmlich, dieses kleine Wohngemach, in welches sich Yveline so oft hineingeträumt hatte; es drückte ihr fast das Herz ab, nicht um ihretwillen, sondern wegen der Bewohner dieses Häuschens.

Zuerst hatte man sie gar nicht erkannt, da das Bauernmädchen, das ihr die Thür geöffnet, keine Ahnung von der Notwendigkeit einer Anmeldung hatte. Aber als sie an den Tisch getreten war, und das volle Licht der Lampe auf ihre hohe Gestalt und ihr schönes Gesicht fiel, stieß Bertha einen Schrei aus.

„Yveline Brice! Sie sind es?“

Bei diesem Schrei hatte sich die Thür des angrenzenden Zimmers geöffnet, und Georg war auf der Schwelle erschienen.

Er erkannte sie sofort! Er hatte sie bisher nur

im bloßen Kopf und leichtem Kleide gesehen, aber der zierliche Federhut und das pelzverbrämte Jackett veränderten sie nicht in seinen Augen.

Während die beiden Frauen sich von ihrer Überraschung erholt hatten und ihrem Gaste einen Stuhl anboten, betrachtete er sie lange und innig; aber er fragte sich doch, ob er nicht in sein Arbeitszimmer zurückkehren sollte, ehe sie ihn bemerkt hätte, oder ob er die unerwartete Freude, welche ihm wie eine Himmelsgabe erschien, genießen dürfe. Nicht einen Augenblick dachte er daran, daß sie seinetwegen gekommen sein möchte! Während er noch zögerte, richtete sie die Augen auf und erblickte ihn. Sofort erhob sie sich und ging auf ihn zu.

„Herr Georg,“ sagte sie mit einer Stimme, deren heller Ton etwas verschleiert klang, „es ist lange her, daß wir uns nicht gesehen haben ... Ich hoffe, daß es nicht meine Schuld ist.“

Sie reichte ihm die Hand, er ergriff sie, und plötzlich drückte er sie stärker, als er es gewollt hatte. Das rosige Gesichtchen, welches durch die Kälte und die Erregung belebt war, verfärbte sich, und sie zuckte leicht zusammen. Auf der Stelle ließ er ihre Hand los.

„Ich habe viel zu thun, mein gnädiges Fräulein,“ sagte er kühl.

Frau von Présances sah die beiden voll banger Erwartung an; was konnten sie sich wohl zu sagen haben? Und, unter dem Gewichte ihrer Verantwortung seufzend, wagte sie es selbst nicht, das Wort zu ergreifen.

Yveline hatte anscheinend ihre Ruhe wiedergewonnen.

„Ich bin gekommen," sagte sie, „um mich von meiner lieben Cousine und von Bertha zu verabschieden; morgen reise ich mit meinen Eltern nach Paris, da wollte ich Ihnen noch Lebewohl sagen ... denn ich werde lange fort bleiben."

„Bis zum nächsten Sommer?" fragte Frau von Présances.

Yveline machte eine gleichgültige Gebärde.

„Wer weiß? Vielleicht noch viel länger! ..."

Ein eisiges Schweigen folgte. Trotz der Herrschaft, welche das junge Mädchen über sich hatte, fühlte sie doch, daß es ihr an Mut gebrach. Aber mußte sie wirklich fortgehen, ohne Gewißheit zu haben? ... Das hieße doch seinem Traum entsagen und sich freiwillig das Herz brechen ... Und wenn er sie doch liebte? Da kam ihr ein Gedanke:

„Wissen Sie, Bertha, daß ich seit kurzem eine treue Freundin habe?"

„Wirklich? Wer ist es denn?"

„Meine Stiefmutter, — meine zweite Mutter, will ich sagen. Ich kannte sie früher nicht ... Sie ist ebenso gut wie schön, und ich besitze in ihr eine Freundin, auf die ich mich verlassen kann. Sie wird mir in allem helfen, was mein Glück zu sichern vermag. Sie scheinen es nicht zu glauben, Herr Georg?"

„O doch, ich bin ganz überzeugt davon, mein

Fräulein, und wie alle diejenigen, welche Interesse für Sie hegen, freue ich mich für Sie darüber."

„Sie kennen Frau Richard Brice?"

„Ich habe nicht diesen Vorzug!"

„Ich habe sie gesehen," fügte Frau von Présances schnell hinzu, „sie ist ein höchst anmutiges Wesen."

„Sie sollten sie kennen lernen, Herr Georg; es würde Ihnen Freude machen, ich versichere Sie."

Georg verneigte sich.

„Ich werde mich gerne Frau Richard Brice vorstellen lassen, wenn die Umstände es erlauben," sagte er, „aber ihr Leben und das unsere liegen soweit auseinander ..."

„Nicht so sehr; mein Vater wird Ihrer bedürfen ... als Abgeordneter ..."

„Meine Sympathie gehört ihm seit langer Zeit," erwiderte der junge Arzt.

Yveline wandte sich zu Bertha.

„Sie werden uns doch in Paris besuchen?" sagte sie.

„Ach, wann werden wir nach Paris kommen? Vielleicht niemals, es ist so kostspielig, und was sollten wir dort thun?"

Yvelinens Kopf schwindelte, und es war ihr entsetzlich weh ums Herz. Was! in diesem Hause wies man alles ab, den Einfluß, die dargebotene Hand! Mußte sie nun wirklich fortgehen, ohne selbst die geringste Hoffnung mit sich zu nehmen? Ihr Herz drohte ihr zu brechen, und sie konnte ein Schluchzen nicht zurückhalten.

„Sie wollen also nichts von mir, liebe Cousine," sagte sie zu Frau von Présances, „weder die Freundschaft meiner Mutter, noch die meinige ... Also auf immer muß ich Ihnen Lebewohl sagen? Und ich, ich liebte Sie ..."

Bertha und ihre Muttter nahmen sie in ihre Arme, liebkosten und beruhigten sie. Aber das war es nicht, was sie wollte; sie trocknete schnell ihre Thränen und richtete sich stolz auf.

„Nun denn," sagte sie, „auf Wiedersehen, hier oder wo anders, oder auch im zukünftigen Leben ... Sie glauben doch an ein zukünftiges Leben, Herr Georg?"

„Man sollte daran glauben, Fräulein," antwortete Georg, der dieser Scene schweigend beigewohnt hatte, „denn es wird uns wohl alle die Güter geben, welche uns in diesem Leben versagt sind."

Seine Stimme zitterte; vergeblich wandte er die Augen ab, sein Blick kehrte gegen seinen Willen immer wieder zu Yvelinen zurück. Die Stimme seines Gewissens mahnte ihn, fortzugehen, und doch konnten seine Füße sich nicht von der Schwelle bewegen. Sie blickte ihm voll ins Gesicht, ihre Augen begegneten sich, und ihre Seelen wurden durch unvergängliche Bande aneinander gefesselt.

„Ach," rief sie triumphierend, indem sie ebenso sehr auf ihre eigenen Gedanken als auf die Worte Georgs antwortete, „ich dachte es wohl! Also, mein Herr, auf Wiedersehen, auf Wiedersehen in dieser Welt, ich schwöre es Ihnen."

Sie schritt leicht auf ihn zu, gab ihm die Hand, und da er traumverloren zögerte, erhob sie sie selbst bis zu seinen Lippen.

Er berührte sie kaum, aber diese leichte Berührung gab ihm das Gefühl der Wirklichkeit wieder, und er flüchtete sich in sein Zimmer, dessen Thür er hinter sich schloß.

„Was haben Sie gethan, Yveline?“ sagte Frau von Présances mit leiser Stimme, „er wird sich für entehrt halten.“

„Es ist also wahr, daß er mich liebt?“ rief Yveline, unter ihren Thränen lächelnd, „Sie wußten es, und Sie haben es mir verborgen? O, Sie Böse, sagen Sie ihm, daß er nichts fürchten solle, weder sich selbst noch die anderen … noch mich,“ setzte sie mit einem allerliebsten, schalkhaften Lächeln hinzu, „sagen Sie ihm, daß ich sehr tapfer bin, daß meine Mutter Ottilie sehr gut ist, und daß ich … seine Frau sein werde, ja seine Frau, wenn es Gott gefällt, und er mich genug liebt!“

„Ach, mein Gott,“ seufzte Frau von Présances, „ich fürchte, daß dieser Tag uns allen viel Schmerzen bereiten wird! Aber ich will Sie umarmen, mein teures Kind, um Ihres Herzens willen, das nicht die Armut scheut … und jetzt … kehren Sie nach Hause zurück.“

„Sie werden ihm alles sagen,“ wiederholte Yveline, indem sie der Thür zuschritt. „Sie sagen nein, aber ich lese in Ihren Augen, daß Sie es thun werden. Auf Wiedersehen, Bertha … Auf Wiedersehen …“

Sie vollendete nicht, denn sie befand sich bereits im Vorsaal.

Eine wilde Freude hatte sich ihrer Seele bemächtigt; am liebsten wäre sie sofort zu ihrer Mutter geeilt und hätte ihr alles erzählt, aber sie mußte warten, sie sah es wohl ein. Die nächste Nacht verbrachte sie schlaflos; allerhand Pläne durchkreuzten ihr Hirn, während Georg, von Gewissensbissen gejagt, sich mit Vorwürfen überhäufte und sich bald den Glücklichsten, bald den Unglücklichsten aller Sterblichen nannte.

Am nächsten Morgen verließ Yveline la Rouveraye. Im letzten Augenblicke erwachte noch einmal die alte Liebe zu ihrer Großmutter. Als sie die alte Frau so bewegt erblickte, mußte sie daran denken, wie doch diese thränenvollen Augen sie so manches Mal in ihrer Wiege betrachtet, wie diese zitternden Lippen ihr so manchen mütterlichen Kuß gegeben hatten.

„Großmama“, rief sie, sich an ihren Hals werfend, „glaube nicht, daß ich jemals deine Liebe zu mir vergessen werde; ich habe nur einen so seltsamen Charakter, der gar oft recht unbequem ist... Du mußt mir verzeihen! Willst du, Großmama?“

Als sie zusammen sich ausgeweint hatten, war der Friede geschlossen. Frau de la Rouveraye folgte mit ihren Augen dem Wagen bis zum Ende der Allee, dann kehrte sie in ihren Salon zurück, ganz erstaunt darüber, daß sie den Abschied von ihrer Enkelin, welchen sie einst wie ein Martyrium gefürchtet, schließlich doch so wenig schmerzlich empfand.

XXIII.

Woche um Woche verging, ohne daß Yveline etwas von der ihr so lieben Familie Présances vernahm. Endlich kam ein kurzer Brief Berthas, in welchem sie ihre bevorstehende Verheiratung mit einem Gutsbesitzer anzeigte, ohne auch nur den Namen ihres Bruders zu erwähnen. Die arme Yveline! Nach ihrem Geniestreich hatte sie etwas anderes erwartet. In ihrer Unruhe suchte sie eines Abends Ottilie in ihrem kleinen Salon auf. Richard war abwesend, Edmund nach einigen Ferientagen nach Saumur zurückgekehrt; Mutter und Tochter waren deshalb ganz sicher, nicht gestört zu werden.

„Mama," sagte Yveline, indem sie sich auf einen kleinen Schemel zu Füßen ihrer Mutter setzte, „hast du wohl einmal wieder mit Papa über den bewußten Gegenstand gesprochen?"

„Nein," antwortete Ottilie, „niemals wieder seit jenem Tage, wo er die Sache, wie du weißt, nicht sehr günstig aufnahm! Denkst du denn noch immer daran?"

„Noch immer? Du mußt wissen, meine geliebte Mutter, daß ich nie an etwas anderes gedacht habe. Mein Vater ist sehr gut gegen mich, aber ich habe doch bemerkt, daß er im Grunde nicht zufrieden mit mir ist... vielleicht, weil ich nicht zu ihm gehen, meine Arme um seinen Hals legen und ihm alles sagen kann,

was ich auf dem Herzen habe. Nicht wahr, Mutter, die Schuld liegt nicht an mir? Er hat mich so gar nicht ermutigt..."

„Verdienst du denn ermutigt zu werden?" entgegnete Ottilie lächelnd.

„Ja, liebe Mutter, denn ich bin doch sehr geduldig gewesen. Und jetzt höre mir zu, ich muß dir etwas sagen."

Ganz wahrheitsgetreu berichtete Yveline nun ihrer Mutter über den Abschiedsbesuch, den sie bei der Familie der Présances gemacht hatte.

„Warum hast du mir das nicht früher erzählt?" fragte Ottilie.

„Weil ich dachte, daß er.., daß Herr von Présances einen Schritt thun würde, um sich mir zu nähern... aber er hat es nicht gethan, — und das beunruhigt mich!"

„Bist du denn sicher, daß er dich liebt?" drängte Ottilie.

„Seine Mutter hat es mir gesagt! Das heißt... ich habe es ihr abgerungen," erwiderte Yveline triumphierend.

„Gut! Warte! Ich werde sehen... vor allen Dingen thue nichts Unvorsichtiges! Ich will dich nicht schelten wegen des Vergangenen, obgleich du es verdientest... nun wie dem auch sei, dieser junge Mann hat wirklich viel Zartgefühl bewiesen..."

„Nicht wahr?" rief Yveline ganz naiv, und ihre Augen leuchteten vor Stolz.

„Aber du darfst nicht wieder anfangen!"

„Nein, Mama, ich werde nichts thun, ohne dich um Rat zu fragen."

Am nächsten Morgen, als Ottilie gerade diese wichtige Angelegenheit mit ihrem Manne besprechen wollte, sagte er zu ihr:

„Hieß der junge Mann, von dem du mir einmal in betreff Yvelinens erzähltest, nicht von Présances?"

„Ja," antwortete Ottilie etwas unruhig.

„Ich bin heute als Abgeordneter gefragt worden, ob ich einen Herrn von Présances kennte, und ob ich über ihn Auskunft zu erteilen vermöchte... er hat, wie es scheint, ein Gesuch eingereicht, nach Tongking oder in irgend eine andere ferne Kolonie als Arzt geschickt zu werden."

„Und seine Mutter?" fragte Ottilie mit beklommenem Herzen.

„Für sie ist gesorgt. Wie ich höre, verheiratet sich seine Schwester mit einem wackeren Manne, welcher Frau von Présances zu sich nehmen wird."

„Und er!... er will in ein ungesundes Klima gehen?... O Richard, dieser junge Mann ist wirklich hochherzig. Aber ich wußte es schon. Ich kann dir noch etwas anderes von ihm erzählen."

Ottilie teilte ihrem Manne nun mit, was sie tags zuvor von Yvelinen gehört hatte. Richard runzelte die Stirn, als er von diesem seltsamen Besuche vernahm, aber er sprach kein Wort des Tadels aus.

„Siehst du," sagte Ottilie, die sich dadurch ermutigt

fühlte, „welches Zartgefühl und welchen Stolz Herr von Présances bewiesen hat! Diesmal kannst du doch wirklich nicht sagen, daß er auf unsere Gutherzigkeit spekuliert hat. Aber sein Gesuch, Richard, ist ja geradezu ein Todesurteil; er will augenscheinlich sich opfern und einen nutzbringenden Tod sterben, anstatt hier einen Selbstmord zu begehen."

„Es stirbt nicht jeder in Tongking, und mancher vergißt dort die alte Heimat," entgegnete Brice.

„O, mein lieber Mann, sei doch nicht so hart! Verstehst du denn nicht, daß er ebenso edel wie hoffnungslos liebt, — und daß sie, daß auch sie ihn liebt? — Ich sage ja nicht, daß sie sofort heiraten müssen, aber könntest du nicht in Paris eine Stelle für ihn finden, in welcher er beweisen könnte, was er zu leisten im stande ist? Du wirst ja tausend Wege haben, ihn zu beobachten, du wirst ihn würdigen lernen, und wenn es ihm gelänge . . . später . . . warum nicht?"

„So bist du für eine lange Verlobungszeit, Ottilie?" fragte Richard lächelnd.

„Ich weiß, was eine lange Geduldsprobe zu bedeuten hat," antwortete sie errötend, „und ich weiß auch, daß das Glück, wenn es spät kommt, um so herrlicher ist . . ."

Die Erinnerung an ihre Prüfungsjahre, an ihre einst so mutig zurückgedrängte Liebe, an eine ganze verschwundene Epoche ihres Lebens, deren Einfluß aber noch fortwirkte, hatte in Ottiliens Wangen die ganze Frische und den ganzen Glanz ihrer ersten Jugend

emporsteigen lassen. Ein reines Leben und ein fleckenloses Gewissen verliehen ihrer Stirn und ihren Augen eine unvergleichliche Heiterkeit. Ganz entzückt blickte Richard sie an: in ihrem vierzigsten Jahre war Ottilie ebenso schön wie in ihrem dreißigsten, und ihre, durch das Feuer des Leidens geläuterte Seele war eine vollkommenere als in den Triumphtagen von ehemals.

„Du glaubst es," sagte er, „und ich glaube es mit dir. Es soll so geschehen, wie du es wünschest, meine liebe Frau, aber sprich noch nicht davon zu Yveline. Wenn sie wirklich liebt, wird das hoffnungslose Harren nichts an ihren Gefühlen ändern, und wenn sie vergessen muß, so ist es besser für den, der sie liebt, daß sie ihn vergißt... Er wird wenigstens eine Stellung gefunden haben, welche seinen Fähigkeiten, die bedeutend sein sollen, entspricht, und er wird eine gute Karriere machen können... um sich zu trösten."

„Was," rief Ottilie, „ich darf nichts sagen? Das arme Kind!"

„Sage ihr, wenn du willst, daß Herr von Présances eine Stelle in Paris erhalten soll, aber weiter sagst du ihr nichts! Was ihn selbst anbetrifft, so wird er doch wohl verstehen, daß ich ihn nicht entmutigen will, wenn ich ihn nach Paris berufe, anstatt ihn, wie er es verlangt, nach Tongking zu schicken."

Ottilie war ihrem Manne nur einmal im Leben ungehorsam gewesen, und das war Edmunds wegen ge-

schehen; sie fühlte sich jetzt aber durchaus nicht versucht, noch einmal gegen den Willen ihres Mannes zu handeln, aber man kann doch auf mancherlei Weise einem geliebten Kinde Hoffnung machen, ohne auch nur ein Wort zu sagen. Yveline erfuhr nichts Positives, aber sie hatte Vertrauen zu ihrer zweiten Mutter, und harrte in stiller Geduld der kommenden Dinge. Den ganzen Winter hindurch wegen ihrer Schönheit, ihres Vermögens und wegen der Stellung ihres Vaters gefeiert, ließ sie sich doch durch keine noch so glänzende Erscheinung verführen, und ihre Seele blieb dem Manne treu ergeben, den sie als armen Landarzt liebgewonnen hatte.

Ein Sommeraufenthalt in la Rouveraye folgte diesem Winter. Als sie nach Paris zurückkehrte, war ihr Herz doch etwas beklommen. Ein ganzes Jahr Georg nicht zu sehen, das war doch recht lange! Ottilie hatte zu wiederholten Malen für sie um eine Verkürzung der Frist gebeten, aber Richard hatte sich unbeugsam gezeigt. Er hatte entschieden, daß die Probezeit mindestens ein Jahr dauern sollte, und der junge Mann hatte seine neue Thätigkeit erst im Anfang des März übernommen. Bei einem Besuche der glücklich verheirateten Bertha hatte Yveline nicht mehr erfahren, als was sie schon von Ottilie wußte, denn die Anwesenheit des Gatten Berthas hatte jeden Herzenserguß verhindert.

Ein zweiter Winter begann und mit ihm das übliche Gesellschaftstreiben. Allmählich fand Yveline daran

immer weniger Vergnügen; anfangs hatte es ihr zwar Freude gemacht, dann aber hatte sie die ganze Hohlheit dieses Lebens erkannt, und obgleich sie ihrer Mutter in ihren Repräsentationspflichten auch ferner helfend zur Seite stand, geschah es doch nicht mehr mit derselben Lebhaftigkeit, welche sie anfangs dabei gezeigt hatte.

Richard beobachtete seine Tochter sehr aufmerksam. In manchem vertrauten Plauderstündchen mit ihr und auf gemeinsamen Spaziergängen war es ihm gelungen, in diesen jungen Geist einzudringen, der in seinem eigentlichsten Wesen so einfach, aber durch die Erziehung ganz verändert war; er hatte endlich auch verstehen gelernt, was dieses junge, so gesittete Mädchen nach den „Pinien" fliehen und dann bei den Présances jenen seltsamen Besuch hatte machen lassen, der aller guten Sitte so sehr Hohn sprach, daß er noch immer ganz verblüfft war, wenn er daran dachte.

Als er seine Tochter verstanden hatte, liebte er sie. Er liebte sie so, wie er sie als ganz kleines Mädchen geliebt hatte, nicht um ihrer Schönheit und Anmut willen, sondern weil sie ihm angehörte, und weil sie ihm wunderbar glich. Bei jeder Bewegung fand er sich in ihr wieder, und er empfand dabei jenes melancholische Vergnügen, welches man daran hat, ein Buch wieder zu lesen, welches die Freude unserer Jugend gewesen ist.

Eines nur fehlte ihm: die durchaus echte und tiefe Zuneigung Yvelinens war für ihn wie durch einen

Schleier verhüllt; zuweilen lüftete sie ihn wohl etwas, aber nie wollte er ganz und gar verschwinden. Richard fühlte, daß ein unbestimmtes Etwas — war es Achtung, war es Furcht — vielleicht auch etwas Mangel an Vertrauen die Schwungkraft dieses jungen Herzens hemmte. Er wollte sie aber für immer an sich fesseln, und aus Furcht, von Ottilie verraten zu werden, bewahrte er eifersüchtig sein Geheimnis.

An einem Märzabend, als Ottilie ein Diner gab, teilte Richard ihr mit, daß sie einen neuen Gast haben würden, dessen Namen er nicht nannte. Als Yveline und ihre Mutter allein im Salon waren, um ihre Gäste zu empfangen, trat Richard ein und stellte ihnen Georg von Présances vor.

Es war eine schwere Probe, aber Yveline war stark. Mit einem Blick verstand sie alles; anstatt sich zu Georg zu wenden, warf sie sich ihrem Vater um den Hals, der sie an sein Herz drückte.

„Es macht dir also Vergnügen?“ sagte er zu ihr, ganz bewegt durch diese zarte und naive Art, ihm ihre Freude zu bezeugen.

„O mein Vater, wie heiß ich dich liebe!“ sagte sie, als sie sich gefaßt hatte. Ohne die Augen auf ihren Verlobten zu richten, ergriff sie die Hand ihres Vaters und drückte einen langen Kuß darauf.

Die Ankunft der anderen Eingeladenen unterbrach diese Familienscene, wie es Richard vorausgesehen hatte. Der Abend verging, ohne daß die jungen Leute etwas anderes als gleichgültige Worte hätten austauschen

können, aber sie trennten sich freudetrunken und mit der Gewißheit, sich bald wiederzusehen.

Als Richard und seine Frau mit Yveline allein waren, kehrte diese still zu ihrem Vater zurück, ließ sich zu seinen Füßen niedergleiten und ergriff seine Hand, die sie auf ihren Kopf legte, wie um seinen Segen zu erflehen.

„Mein geliebter Vater,“ sagte sie, „ich muß meine Schuld eingestehen, ich habe dich stets für sehr streng gehalten, und du warst doch nur der gerechteste und weiseste aller Väter. Verzeihe es mir, ich danke dir dafür von ganzem Herzen.“

Richard umschlang mit seinen Armen das wiedergewonnene Kind und fühlte, daß es von jetzt an ihm für immer gehörte. Ottilie betrachtete die beiden mit einer stummen, unbeschreiblichen Freude. Durch achtzehn Jahre unaufhörlicher Bemühungen war es ihr gelungen, dem Vater alles zurückzugeben, was ihm genommen war. Welch ein Lohn für diese hochherzige Seele!

Nachdem er seinen ersten Rausch ausgekostet hatte, wandte sich Richard zu seiner Frau, ohne seine Tochter aus den Armen zu lassen.

„Siehe,“ sagte er zu der letzteren, indem er auf Ottilie wies, „ihr verdanken wir, du und ich, wie dein Bruder Edmund, all unser Glück; und wenn du Freudenstunden hast, so widme ihr deine besten Gedanken, denn sie hat unsere Familie wieder vereinigt.“

Die Hochzeit fand in den schönen Frühlingstagen in dem alten Hause der „Pinien“ statt, welches aus

allen seinen der Sonne weit geöffneten Fenstern fröhlich dreinschaute. Unter der schneeigen Blüte der Fruchtbäume durchschritt die ganz in Weiß gekleidete Braut am Arm ihres Vaters den großen Obstgarten, welcher das Schloß von der Kirche trennte, die Wonne des Mai schien ihr aus allen Gräsern und Zweigen zuzulächeln. Edmund folgte ihr sehr ernst, indem er sich die ganze Vergangenheit wieder ins Gedächtnis rief von jenem Tage an, da er als ein ganz kleiner Junge Ottiliens Kuß von der Wange abgewischt, bis zu diesem glücklichen Lenzesmorgen, wo seine reizende Schwester einen mittellosen Mann zu ihrem Lebensgefährten nahm. Ein Fenster zog seinen Blick auf sich: es war dasjenige, an welchem Ottilie nach der fürchterlichen Nacht, in der er zwischen Leben und Tod geschwebt, die aufgehende Sonne begrüßt hatte.

„Immer treu und immer wachsam! Das ist die Devise unserer zweiten Mutter . . . Glücklich, wer unter ihren schützenden Flügeln leben darf!“

Frau de la Rouveraye hatte sich über die Verheiratung Yvelinens, welche sie anfangs als eine thörichte Liebelei bezeichnet hatte, mit dem Gedanken getröstet, daß sich die jungen Ehegatten doch bei ihr kennen gelernt hätten; so schien ihr die Würde des Hauses gerettet; überdies verwunderte sie sich über nichts mehr seit der Heirat Berthas von Présances mit einem „Weinbauer“, wie sie verächtlich sagte.

Als die Jungvermählten zu ihrer Hochzeitsreise aufgebrochen waren, führte Richard seine Frau mit

sich hinaus auf die Freitreppe zum Garten an dieselbe Stelle, wo sie einst so Schreckliches durchgemacht hatte.

„Mein teures Lieb," sagte Richard, „jetzt bin ich ganz glücklich und gekräftigt für den Rest meines Lebens. Ich hoffe, daß wir ein hohes Alter erreichen werden, und ich bin gewiß, daß es schön sein wird. Unsere Enkelkinder werden in uns wieder unsere jungen Jahre aufleben lassen. Hast du Furcht, alt zu werden. meine geliebte Frau?"

„Mit dir, mein geliebter Mann, habe ich vor nichts Furcht," erwiderte Ottilie glückstrahlend.

Am Ende der Allee erschien Edmund, begleitet von Jaffé, der sehr gealtert und fast gebrochen, doch noch immer der Philosoph war.

„Sehen Sie, Herr Edmund," sagte der alte Diener, „es gibt doch nichts auf der Erde, was einen braven Mann so glücklich machen kann, wie eine gute Frau. Darum habe ich mich nie verheiratet; es hat mir den Geschmack ganz verdorben, die anderen zu betrachten. Aber Ihr Vater hat Glück gehabt, denn eine Frau wie die seine findet man nur einmal in einer Million..."

„Das war ein goldenes Wort, Jaffé!" erwiderte Edmund, indem er liebevoll auf seine zweite Mutter blickte.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.